# DEUTSCHES GEISTESLEBEN DER GEGENWART

R
834
K.
CONCORDIA LIBRARY
BRONXVILLE, N. Y.

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/bwb_S0-EHD-804

Borzoi German Texts

Deutsches Geistesleben
der Gegenwart

*TWO NEW*
*BORZOI GERMAN TEXTS*

AUSGEWÄHLTE REDEN
VON WALTHER RATHENAU
*Edited by* James T. Hatfield

DER GRÜNE KAKADU,
LITERATUR,
DIE LETZTEN MASKEN
By Arthur Schnitzler
*Edited by* Otto P. Schinnerer

KLABUND

Holzschnitt von Büttner

(*Aus dem Kalender „Kunst und Leben," Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf*)

# Deutsches Geistesleben der Gegenwart

## An Introduction to Contemporary German Literature

By

Otto Koischwitz, Ph.D.

Assistant Professor of German, Hunter College
Instructor in German, in Extension,
Columbia University

NEW YORK
ALFRED A. KNOPF
1928

CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N.Y. 10708

COPYRIGHT 1928 BY ALFRED A. KNOPF, INC.
SET UP, ELECTROTYPED, PRINTED AND BOUND
BY THE PLIMPTON PRESS, NORWOOD, MASS.
PAPER FURNISHED BY H. LINDENMEYR &
SONS, NEW YORK

MANUFACTURED IN THE UNITED STATES OF AMERICA

To

MY ADVANCED CLASS

in the Lincoln School of Teachers College,
New York

*Pauline Baerwald*
*Mary Frances Bestor*
*Carolyn Jones*
*Louis Halle*
*Susan Kronthal*
*Philip Powers*
*Mary Rumely*

as a souvenir of their last year of German
in school

CONCORDIA

# PREFACE

This book represents the first attempt that has been made in this country to base a selection of modern reading material upon scientific methods. It is impossible to explain here the nature of the methods which have recently been evolved for a clear presentation of certain epochs in literary development. The reader is referred to Wölfflin's *Kunstgeschichtliche Grundbegriffe*, Strich's *Klassik und Romantik*, Korff's *Geist der Goethezeit*, Gundolf's various biographies, and to other modern historians and critics whose theories and methods are reflected in the arrangement of this book. Some of my own publications (*Die Revolution in der deutschen Literaturwissenschaft*, Westermann, New York, 1926; *Our Textbooks and Kulturkunde*, German Quarterly I, 3; *Wölfflins Methoden und der Deutschunterricht*, Monatshefte für deutschen Unterricht, Vol. XX.) may be of help to the teacher in using this textbook not only for linguistic study but also for purposes of *Kulturkunde*, and in making it a guide to a better understanding of present-day Germany.

The Vocabulary includes all the words not found in the small *Heath German-English Dictionary*. These words are marked in the text by °. Not included are *word-compositions* which can easily be understood by analysis, such as: Meeres/finsternis, Sommer/sonntag, Bahnhofs/halle, Kriegs/gewitter, Gedanken/tiefe, Schüler/gerichts/verhandlung, etc.

The Linguistic Notes to which the numbers above the word [1, 2, 3,] etc. refer, will enable the student to study groups of etymologically or synonymously related words occurring in the text.

Notes explanatory of other than linguistic difficulties are inserted as footnotes. There are only very few footnotes, however, since all the necessary comments are made in the *Einleitung*.

The notes have been prepared with the assistance of my advanced pupils at the Lincoln School of Teachers College in New York.

I am gratefully indebted to Professor Edwin H. Zeydel, of the University of Cincinnati, who not only read both the manuscript and the proofs, but who stands first among German scholars in this country as the sponsor of a textbook offering American students representative selections from modern German prose.

Finally I wish to express my appreciation to many German publishers, especially the Insel-Verlag in Leipzig, who courteously permitted the reprint of text and pictures.

Otto Koischwitz

New York, January, 1928

# INHALT

Einleitung xiii

## I. Von der nationalen Eigenart des deutschen Volkes

1. Gustav Roethe, Die Mannigfaltigkeit der deutschen Kultur 3
2. Richard Müller-Freienfels, Der deutsche Partikularismus und die Politik 6
3. Albrecht Schaeffer, Die deutsche Hingabe an die Idee 9
4. Eduard Spranger, Deutsche Innerlichkeit 12
5. H. A. Korff, Die Krisis des deutschen Charakters 15

## II. Von den politischen Zielen und Aufgaben des neuen Deutschland

6. Walther Rathenau, Weltkrieg, Frieden, Völkerbund 21
7. Friedrich Ebert, Zwei Reden 27
8. Paul von Hindenburg, Mahnung zur Zuversicht 31

## III. Von den modernen Strömungen in der Geisteswissenschaft

9. Emil Ermatinger, Geist und Technik 37
10. Ernst Bertram, Legende 41
11. Julius Petersen, Über neuere Literaturwissenschaft 44
12. Friedrich Gundolf, Aus der Goethe Biographie 47
13. Georg Kerschensteiner, Die amerikanische Schulorganisation als Vorbild für Deutschland 51
14. Oswald Spengler, Über den Unterschied antiker und abendländischer Kultur 55

## IV. Moderne Strömungen in der Schönen Literatur

### (a) Naturalismus

15. Gerhart Hauptmann, Beim Streckenwärter 61

(b) Impressionismus

16. Peter Altenberg, Die Dienstboten 64
17. Hans Siemsen, Otto macht sich fein 69
18. Albrecht Schaeffer, Heimweh 72

(c) Expressionismus

19. Leonhard Frank, Die Mutter 76
20. Klabund, Der sterbende Soldat 83

(d) Die psychologische Erzählung

21. Thomas Mann, Aus den Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull 85
22. Hermann Hesse, Aus der Jugendgeschichte Emil Sinclairs 93
23. Arthur Schnitzler, Leutnant Gustl 101
24. Jakob Wassermann, Vater und Sohn 106

(e) Die historische Tendenz

25. Ricarda Huch, Aus dem Dreißigjährigen Kriege 109
26. Franz Werfel, Erinnerungen Verdis 118
27. Walter von Molo, Schillers Flucht 122
28. Stefan Zweig, Die Weltminute von Waterloo 128

(f) Die Wendung zur religiösen Legende

29. Rainer Maria Rilke, Ein Märchen vom Tod 139
30. Heinrich Federer, Das letzte Stündlein des Papstes Innocenz III 142

Bibliographie 149

Sprachliche Anmerkungen 151

Wörterverzeichnis 165

# VERZEICHNIS DER BILDER


| | | | |
|---|---|---|---|
| Klabund | *Frontispiece* | | |
| New York (naturalistisch) | *Facing page* | | xx |
| New York (impressionistisch) | " | " | xxii |
| New York (expressionistisch) | " | " | xxiv |
| Karte von Deutschland | " | " | 3 |
| Gustav Roethe | " | " | 4 |
| Eduard Spranger | " | " | 14 |
| Oswald Spengler | " | " | 14 |
| Walther Rathenau | " | " | 28 |
| Friedrich Ebert | " | " | 28 |
| Paul von Hindenburg | " | " | 28 |
| Emil Ermatinger | " | " | 38 |
| H. A. Korff | " | " | 38 |
| Gerhart Hauptmann | " | " | 60 |
| Thomas Mann | " | " | 60 |
| Peter Altenberg | " | " | 64 |
| Hermann Hesse | " | " | 64 |
| Albrecht Schaeffer | " | " | 72 |
| Stefan George | " | " | 72 |
| Stefan Zweig | " | " | 76 |
| Leonhard Frank | " | " | 76 |
| Arthur Schnitzler | " | " | 102 |
| Jakob Wassermann | " | " | 102 |
| Ricarda Huch | " | " | 118 |
| Walter von Molo | " | " | 118 |
| Franz Werfel | " | " | 140 |
| Rainer Maria Rilke | " | " | 140 |

# EINLEITUNG

## I

Die großen Werke der Kunst und Wissenschaft (so sagt man) sind Gemeingut [1] aller Völker, ihr Wert ist international. Wir nennen Dichtungen wie Homers Ilias, Dantes Göttliche Komödie, Shakespeares Dramen, Goethes Faust „klassisch," weil ihre Größe unvergänglich scheint. Sie sind so allgemein menschlich und wahr, daß sie, in ihrem innersten Gehalt,[3] zu jeder Zeit und in jedem Lande verstanden werden können.

Aber *ganz* verstehen wir auch diese „internationalen" Werke der Weltliteratur erst dann, wenn wir von dem Volk und der Epoche wissen, die sie hervorgebracht hat. Niemand begreift einen Dostojewski, der nicht eine Ahnung von Rußland und den Russen hat; niemand ohne Kenntnis [8] von französischem Land und Volk vermag die Kunst eines Anatole France richtig zu schätzen und zu genießen; niemand ist imstande, die Bedeutung Mark Twains zu erfassen, der nichts von Amerika und seinen Verhältnissen weiß.

Wenn schon solche klassischen Werke der internationalen Weltliteratur nicht ganz aus sich selbst verstanden werden können, wieviel weniger noch andere Werke, die *nicht* in die Weltliteratur übergehen oder nur in einer bestimmten Zeit wertvoll bleiben! Ein wahres Verständnis solcher Werke ist ohne Kenntnis ihres nationalen und zeitgeschichtlichen [4] Hintergrundes gar nicht denkbar.

Das vorliegende Buch bringt nun nicht nur Proben aus klassischen Werken der modernen deutschen Literatur (man

weiß ja nie, ob ein Werk der Gegenwart auch in Zukunft wirklichen Wert behält), sondern auch aus solchen, die für die Entwicklung der jüngsten deutschen Geistesgeschichte [4] besonders charakteristisch sind.

Zum Verständnis solcher Werke muß an zweierlei erinnert werden: erstens an *die nationale Eigenart* [7] *des deutschen Volkes*, zweitens an die *Entwicklung der modernen deutschen Geistesgeschichte*. Denn Volkscharakter und Zeitcharakter sind die wesentlichsten [6] Faktoren für die Wesensbildung [6] einer bestimmten Phase in der Literaturgeschichte.

## II

Zur Zeit der deutschen Romantik hat der Schlesier [0] Eichendorff (1788–1857) versucht, das Eigentümliche [7] deutscher Wesensart [6] zu bestimmen. Seine Charakteristik der deutschen Nation und ihres literarischen Lebens (Einleitung zur „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands") ist in ihren Grundzügen so zutreffend und auch heut noch nicht überholt, daß hier ein paar Sätze daraus stehen mögen:

„Die deutsche Nation ist die gründlichste,[15] innerlichste,[15] folglich auch beschaulichste [15] unter den europäischen Nationen, mehr ein Volk der Gedanken als der Tat.

„Der Hang, [5] die Dinge in ihrer ganzen Tiefe zu nehmen, scheint von jeher der eigentümliche [7] Beruf der germanischen Stämme zu sein.

„Der Grundzug des deutschen Charakters, die Beschaulichkeit [15] und der Ernst, der uns alles zu durchforschen und zu prüfen nötigt, bedingt [0] auch den Trieb,[5] aus der allgemeinen Rundschau [0] immer wieder in uns selbst heimzukehren, das

Errungene innerlich zu verarbeiten,[18] und die eigene [7] besondere Natur möglichst eigentümlich auszuprägen.[11]

„Diese einsiedlerisch individualisierende Eigentümlichkeit [7] führt, wie bei den einzelnen Stämmen, so auch in den geistig bevorzugten Persönlichkeiten, notwendig zu der größten Mannigfaltigkeit.[15] In Frankreich hat die dynastische Politik den freien Adel zu Hofe gezähmt und die Physiognomie der Provinzen verwischt, in England die Reformation fast alles uniformiert. In Deutschland dagegen geht jene Sonderbündelei [17] durch die ganze Geschichte.

„Vom Uranfang [13] an sitzen die alten Sassen ein jeder für sich auf seinem Hofe ohne Städte, im Mittelalter gruppieren [14] sich zahllose Kleinstaaten, wie Planeten mit eigenem Licht und Kreislauf, um die Zentralsonne des Kaisers. Welcher Reichtum [9] der verschiedensten Bildungen vom kaiserlichen Hoflager durch die vielen kleinen Residenzen bis zur einfachen Ritterburg hinab; dann das bunte Leben der Reichsstädte, und endlich die noch fortdauernde Mischung [14] von Katholisch und Protestantisch. Es ist natürlich, diese Mannigfaltigkeit mußte auch in unserer Literatur sich abspiegeln, und nicht nur in dem sehr verschiedenen Klange des Volksliedes in Pommern, Tirol, Westfalen oder Österreich, sondern auch bei den Heroen unserer Literatur. Oder wo wäre bei uns jene stereotype Familienähnlichkeit [15] der einzelnen Dichter, wie wir sie bei den französischen Klassikern finden? Man denke nur z. B. an Lessing und Klopstock, an Goethe und Schiller!“

*Der Individualismus*, aus dem Eichendorff die Mannigfaltigkeit der deutschen Kultur (vergl. Roethe, #1) erklärt,

ist auch heute noch in Deutschland hochentwickelt. Noch immer gilt Goethes Wort: Höchstes Glück der Erdenkinder sei die Persönlichkeit,[15] d. h. eine stark ausgeprägte [11] Individualität. Der Deutsche strebt nach dem Ziele „anders als die andern" zu sein. „Den Deutschen ist nichts daran gelegen, zusammen zu bleiben, aber doch für sich zu bleiben. Jeder, sei er auch, welcher er wolle, hat so ein eigenes [7] Fürsich, das er sich nicht gerne möchte nehmen lassen." (Goethe, „Sprüche in Prosa").

So ist in Deutschland jene Uneinheitlichkeit [2] entstanden, die im politischen Leben zu dem verhängnisvollen *Partikularismus* (vergl. Müller-Freienfels, #2) geführt hat. Deutschland ist in mehr politische Parteien gespaltet als irgend ein anderes Volk der Welt.

Deutschland ist ein Volk von *einsamen Menschen* und zugleich ein *einsames* Volk.

Dreimal in der Geschichte beobachten wir eine ganz starke Isolierung Deutschlands:

1. Im Altertum,[9] als das ganze westliche und südliche Europa zum Römischen Reich gehörte, bewahrte Germanien seine Unabhängigkeit [15] (*Herrmannsschlacht*) und blieb außerhalb des antiken Kulturkreises.

2. Im Mittelalter trennte sich Deutschland durch die *Reformation* von der international-katholischen Völkergemeinschaft [1] Europas.

3. In der Neuzeit ist Deutschland durch das Schicksal des *Weltkrieges* in eine isolierte Stellung [14] gedrängt worden.

Aus dem Gefühl solcher Vereinsamung [1] und dem Wunsche nach Gemeinsamkeit [1] hat sich *in der deutschen Seele ein*

*Zwiespalt* [15] entwickelt, der immer Deutschlands Glück und Unglück zugleich gewesen ist.

Auf religiösem Gebiet tritt dieser Zwiespalt sowohl in den zwei großen Konfessionen eines *nationalen Protestantismus* und eines *internationalen Katholizismus* zu Tage, als auch in der nicht gelösten Zweiheit [16] von *Germanentum und Christentum*.[9] Das Weihnachtsfest, dieses typisch „deutsche Fest," vereinigt Elemente altgermanischer und christlicher Tradition. So erscheint z. B. in Storms Weihnachtsgedicht der Knecht Ruprecht der germanischen Mythologie mit dem Christkinde aus dem Neuen Testament. In Goethes „Faust" lebt der Gegensatz germanisch-heidnischer Lebensfreude und christlich-mystischer Erlösung.[14] In Gerhart Hauptmanns „Versunkener Glocke" kämpfen die heidnischen Götter und Geister der Berge mit dem Glockengießer Heinrich, dessen Arbeit im Dienste der christlichen Kirche stand.

In der Geschichte des deutschen Bildungswesens [6] spiegelt sich der religiöse Gegensatz als ein *Dualismus von germanischen und antiken Bildungselementen*.[0] Es gibt heute in Deutschland zwei ganz verschiedene Arten von Schulen, die diesen Gegensatz illustrieren: humanistische Gymnasien und deutsche Oberschulen. Auf jenen wird die griechische und römische Kultur gelehrt, die (wie man dort sagt) die Grundlage für die deutsche Kultur bilde. Auf diesen aber wird ausschließlich die germanische Kultur gelehrt, die (wie man hier behauptet) der wahre Ursprung [13] deutschen Geisteslebens [4] sei.

Neuerdings haben sich die Gegensätze in Deutschland noch durch das Anwachsen des *Judentums* [9] kompliziert. Jüdische

Schriftsteller sind in der deutschen Literatur zahlreicher vertreten als etwa in Frankreich oder England (Hofmannsthal, Schnitzler, Wassermann, Werfel, Gundolf usw.)

Infolge dieser unaufhörlichen geistigen Konflikte hat sich in Deutschland *keine konservative literarische Tradition* gebildet, wie sie in Frankreich seit Jahrhunderten besteht. Die französische Literatur ist in ihrer Form durchaus konservativ, (daher hat z. B. der Expressionismus in Frankreich wenig Erfolg gehabt), die deutsche Literatur ist immer revolutionär, weil sie die Formgesetze antiker und romanischer Kunst im ewigen Suchen nach *eignen* Gesetzen stets von neuem zerbricht. Die Formen, manchmal auch Formlosigkeiten,[15] sind daher in der deutschen Literatur am mannigfachsten.[15]

Jene erwähnten Konflikte haben den Deutschen aber auch über die Literatur hinaus zum Suchenden gemacht. *Der Deutsche ist der ewige Sucher*, Sucher nach dem Sinn des Lebens, Sucher nach der absoluten Wahrheit, wie die Helden seiner klassischen Nationaldichtung Faust und Parzifal. Es ist bezeichnend, daß gerade ein Deutscher, Nietzsche nämlich, ausgesprochen hat, die Frage des Pilatus „Was ist Wahrheit?" sei größer als alle Aussprüche Christi.

Das Suchen nach Wahrheit offenbart sich in der *Lust an philosophischer Spekulation*, die von altersher in Deutschland blüht, ebenso in der *Freude am Grübeln*,[17] der Abwendung[5] vom rationalpraktischen Leben und der *Hingabe*[5] *an die Idee* (Vgl. Schaeffer, #3, und Spranger, #4).

Die Neigung[5] zu Nachdenklichkeit[15] und Beschaulichkeit[15] hat der deutschen Literatur eine *philosophische Rich-*

*tung* gegeben, die von dem anders gearteten Ausländer nicht selten als Langweiligkeit [15] empfunden wird. Man kann wohl sagen, daß die großen deutschen Romane, vom Simplizissimus an, über Wilhelm Meister bis zu Thomas Manns Zauberberg an Handlung viel ärmer sind als an philosophischen und gelehrten Exkursen.

Die Innerlichkeit und Beschaulichkeit hat im Deutschen eine vielleicht beispiellose Liebe zu seiner Heimat (nicht zu seinem „Vaterland") geweckt. Heute gibt es kein Volk, das die Schönheiten seiner Heimat bis in die kleinsten Kleinigkeiten [15] so restlos ausgewertet hat wie das deutsche (Vgl. Schaeffer, #18). Sogar die eintönigste Gegend des Reiches, die Mark Brandenburg, hat ihren liebenden Sänger (Theodor Fontane) gefunden.

Die begeisterte Liebe zur Landschaft der Heimat sucht im Wandern und Reisen Erfüllung [14] ihrer Sehnsucht. Das *Wandern* ist dem Deutschen Lebensnotwendigkeit. [15] In keinem Lande der Welt wird heute so viel gereist und gewandert (gerade auch von kleinen Leuten, Beamten und Arbeitern) wie in Deutschland. Von dem ungeheuren Verkehr auf deutschen Bahnhöfen während der Ferienzeit macht man sich im Ausland schwerlich eine Vorstellung.[14] Die großen deutschen Jugendverbände, der „*Wander*vogel" an der Spitze, sind Wanderbünde. Die Helden der großen deutschen Romane sind Wandrer: Simplizissimus, Wilhelm Meister, der Grüne Heinrich; nicht Abenteurer, die möglichst viel gesehen haben wollen, sondern ruhelose Sucher, die im Anschaun der Natur göttlichen Frieden finden.

Dieses hier nur flüchtig in einzelnen Zügen skizzierte Bild

des deutschen Volkscharakters deckt sich großenteils mit der Auffassung Eichendorffs. Es ist in hohem Maße eine Skizze des „romantischen" Deutschen aus der „Goethezeit" (1770–1830), aus der Epoche des „Deutschen Idealismus." Der dänische Gelehrte Brandes schrieb zur Zeit der letzten Jahrhundertwende in seinem großen Werk über das 19. Jahrhundert, jener Deutsche der Goetheschen Zeit lebe nicht mehr, der moderne Deutsche sei vielmehr ein Mensch der Technik, des Materialismus und des Militarismus. Brandes hatte damals nicht ganz unrecht. Aber heute ist das Gesicht Deutschlands ein ganz anderes als vor 25 Jahren. Das Erlebnis des Krieges und die furchtbaren Qualen und Nöte der Nachkriegszeit haben den Deutschen gewandelt.[10] Der Titel der Tragödie „Die Wandlung" (von Ernst Toller) ist symptomatisch für die gesamte deutsche Literatur der Gegenwart. Die geistigen Kräfte, die vor hundert Jahren im deutschen Volke lebendig waren, sind auch heute wieder am Werke. Es sind die Urkräfte [13] des deutschen Volkes, die in Zeiten des Niederganges immer wieder eine neue Zukunft heraufgeführt haben.

Wie aber hat sich diese Wandlung vollzogen?

## III

Nach der Theorie des deutschen Philosophen Hegel entwickelt sich die Geschichte regelmäßig über drei stets wiederkehrende Phasen: Aktion, Reaktion, Synthese. Zum Beispiel: auf die große Revolution in Frankreich („Aktion") folgte die Diktatur („Reaktion"), die dann in einer „Synthese" von Anarchie und Tyrannis wieder zu geregelten

Bild I: Im Hafen von New York (Federzeichnung von Hans Koischwitz): spät-naturalistischer oder früh-impressionistischer Stil. Wiedergabe der dunstigen, bewegten Hafenathmosphäre.

Zuständen führte. Ein anderes Beispiel: Der deutsche „Sturm und Drang" war eine Reaktion gegen den „Rationalismus," eine Revolution des Gefühls gegen die Herrschaft des Verstandes. Die Synthese ist die „Deutsche Klassik" gewesen. Diese Klassik wiederum bedeutet eine neue „Aktion." Die Reaktion auf sie war die „Romantik" usw.

Die neueste deutsche Geistesgeschichte [4] zeigt eine Entwicklung [14] über dieselben drei Phasen von Aktion, Reaktion und Synthese.

Um das Jahr 1900 herrscht in Deutschland der sogenannte Positivismus, eine geistige Tyrannis der Naturwissenschaften und der Technik über Kunst, Literatur und Philosophie. Gleichzeitig mit dem Kriege hat gegen diese Tyrannis eine geistige Revolution der „Geisteswissenschaft" [4] eingesetzt.

Von diesem Konflikt gibt Ermatingers Aufsatz (#9) ein deutliches Bild.

Um die Gegenströmung [14] gegen den Positivismus möglichst anschaulich zu illustrieren, geben wir im folgenden eine Übersicht über die Entwicklung der neueren Malerei.

*Naturalismus*

Der Positivismus (der aus Frankreich stammt) behauptet: nur die Gegebenheiten,[16] die „realen" Dinge (nicht die ideellen) sind wahr und bestehen „wirklich." Die Materie ist das Ewige, nicht die Idee. Die Idee ist nur möglich durch die Materie.

Der Naturalismus ist positivistische Malerei. Der Naturalist malt nur die Dinge, die er „wirklich" sieht. Und er

versucht, diese Realitäten mit photographischer Genauigkeit [15] „wiederzugeben." Ein naturalistisches Bild müßte ungefähr einer Farbenphotographie entsprechen. Ich gebe in Bild I eine naturalistische Skizze.

Theoretisch müßte jedes Bild mit demselben Motiv, von verschiedenen Malern gemalt, genau so sein wie das andere. Praktisch ist das aber nicht möglich. Ja, es ist schon unmöglich, *ein* Bild naturalistisch genau zu malen. Denn während des Malens selbst verändert sich die „Wirklichkeit" [15] unaufhörlich. Die Beleuchtung,[14] der Himmel, das Wasser, die Schatten, Lichter und Farben sind von Stunde zu Stunde anders. Alles ist in steter Bewegung,[14] in ständigem Wechsel begriffen. Es gibt keine dauernde, wandellose [10] „Wirklichkeit."

*Impressionismus*

Da die „Wirklichkeit" in jedem Augenblick ein anderes Bild zeigt, versucht der impressionistische Maler nur einen solchen „Augenblick" auf dem Bilde festzuhalten. Für den Impressionisten ist die Wirklichkeit eine endlose Reihe zahlloser, immer neuer „Eindrücke" (impressions). Wer malen will, was „wirklich" ist, darf deshalb (nach Meinung des Impressionisten) nur einzelne Eindrücke malen. Das impressionistische Bild ist daher flüchtig. Das größte Interesse schenkt der Impressionist den Effekten von Licht und Atmosphäre. Durch solche Effekte läßt sich auch die „Bewegung" bildhaft darstellen. Und die Bewegung ist gerade das Wirkliche. Schließlich hat jeder Mensch einen *andern* Eindruck von dem, was er sieht. Der eine z. B. empfindet die

Bild II: Im Hafen von New York (Pinselzeichnung von Hans Koischwitz) spät-impressionistischer Stil. Phantastisch, riesenhafter Eindruck von New York.

Sky Line New Yorks als etwas Märchenhaftes, Schönes, Großartiges. Der andre fühlt sich abgestoßen von den kahlen Häuserwänden und von dem grauen Rauch des Hafens. Die individuellen Eindrücke sind verschieden und ganz subjektiv. (Vgl. Bild II)

Hier erhebt sich nun die Frage: Was ist Wahrheit? Die Antwort des Impressionisten ist: jeder Eindruck ist wahr. Es gibt keine *absolute* Wahrheit. Die Wahrheit ist *relativ*. Man kann daher sagen: die impressionistische Malerei ist relativistisch.

*Expressionismus*

Während der Impressionist nur an eine „relative" Wahrheit glaubt, verkündet der Expressionist wieder eine „absolute" Wahrheit (Reaktion gegen den Impressionismus).

Die Idee des Expressionismus ist: Wahr ist nur, was „ewig" ist und die stets sich wandelnde [10] Zeit überdauert. Ein impressionistisches Bild zeigt keine ewige Wahrheit. Es zeigt nur den flüchtigen Augenblick. Auch das naturalistische Bild zeigt keine solche ewige Wahrheit; denn die Sky Line New Yorks z. B. sieht in zehn Jahren ganz anders aus als heute. Die Stadt wandelt sich unablässig. Was aber bleibt ewig? Die *Idee* New Yorks. Auch in zehn Jahren, ja in hundert Jahren und später wird New York noch dieselbe Idee verkörpern wie heute: internationale Weltstadt, größte und reichste Handelsstadt, Stadt der Arbeit und des Geldes, Riesenstadt, in der die Natur ausgestorben ist. Diese Idee ist das ewige. Die Idee wandelt sich nicht wie die Materie. Darum ist nicht die Materie das Wahre sondern

die Idee. (Reaktion gegen den Positivismus). Der Expressionist versucht nun diese Idee zu malen. Ob eine Idee sich malen läßt oder nicht, das ist eine andere Frage, die hier nicht erörtert werden soll. Hier soll nur das Ziel des Expressionismus erklärt werden. Vielleicht hilft die folgende expressionistische Skizze von der Idee New Yorks zum Verständnis. (Bild III).

## IV

Die oben skizzierte Entwicklung [14] der modernen Malerei spiegelt die Entwicklung der deutschen Philosophie vom Materialismus zu einem *neuen Idealismus*. Der Glaube an die materielle Realität wandelt [10] sich zu einem Glauben an die ideelle Realität.

Diese Entwicklung ist in der Geisteswissenschaft [4] deutlich zu beobachten. Als Beispiel sei hier auf die neuere deutsche Geschichtswissenschaft [4] hingewiesen: der positivistische Geschichtsschreiber glaubte, daß die Vergangenheit *objektiv* wahr rekonstruiert werden könnte. Der moderne Geschichtsschreiber aber ist der Ansicht, daß wir immer nur einen *subjektiven* Eindruck von der Vergangenheit gewinnen können, und daß dieser Eindruck bei verschiedenen Menschen und in verschiedenen Epochen verschieden sein müsse. Ein deutscher Philosoph und Literarhistoriker, Ernst Bertram (#10), behauptet, alle Geschichte sei „Legende," d. h. eine Mischung [14] aus Wahrheit und Auffassung.[14] Auch moderne deutsche Schriftsteller wie Werfel und Molo, die historische Romane geschrieben haben (#26 und #27), vertreten diese Ansicht.

Bild III: Im Hafen von New York (Pinselzeichnung von Hans Koischwitz); expressionistischer Stil. Die Stadt als Ausdruck mathematischer und technischer Mächte.

Während frühere Historiker das *Material* der Überlieferung [14] sammelten und darstellten (Materialismus), versuchen moderne Geschichtsschreiber, auf Grund dieses Materials, die *Idee* darzustellen, die sich in großen Charakteren verkörpert hat (Idealismus). Während man früher Leben und Werke eines Dichters *analysierte* (nach dem Vorbild der naturwissenschaftlichen Methoden), unternimmt man heute das Werk eines Geistesheros in dem großen Zusammenhang mit seinem Schöpfer und seiner Zeit zu zeigen (*synthetische* Methode). Ein Beispiel mag den fundamentalen Unterschied klar machen:

Wir geben zuerst den Anfang einer Biographie des Romantikers Kleist, im Stile der alten Schule:

„Heinrich von Kleist wurde am 10. Oktober 1777 in Frankfurt an der Oder geboren. Er stammt aus einem der ältesten preußischen Adelsgeschlechter. Es ist der Forschung gelungen, seinen Stammbaum bis auf das Jahr 1175 zurückzuverfolgen. Die Glieder des Geschlechts zeichneten sich durch militärische Tüchtigkeit aus. . . . Heinrichs von Kleist Vater, Joachim Friedrich, war Offizier. Man weiß nichts Näheres über ihn" usw.

(Aus: Wilhelm Herzogs Kleistbiographie. München 1911.)

Man vergleiche mit diesem Anfang den Anfang einer modernen Darstellung des Dichters Kleist:

„Heinrich von Kleist, bald zur Romantik, bald zu den Freiheitsdichtern gerechnet, ist von allen deutschen Dichtern als Dichter am schwersten aus einer Gesamtströmung des deutschen Geistes zu fassen und vielleicht die großartigste Verkörperung der deutschen Eigenbrödelei.[7]. . .

Er ist nicht der Gründer einer Epoche, nicht der Führer einer Partei, nicht der Künder eines Gottes, nicht der Meister einer neuen Jugend, nicht der Liebling eines Volkes oder auch nur eines Publikums. Er ist nicht einmal ein Wegbahner oder letzter Vertreter eines untergehenden Heils, er ist nicht die Menschengestalt für irgendeine ewige Idee oder

geschichtliche Macht. Er ist ganz wesentlich er allein, in einem Grad wie kaum ein zweites Genie der Geschichte." usw.

(Aus: Friedrich Gundolf, *Heinrich von Kleist.* Berlin 1924.)

Die größte und berühmteste deutsche Dichterbiographie dieser neuen Art ist Gundolfs „Goethe" (#12).

Neuerdings hat der Leipziger Literarhistoriker H. A. Korff (#5) die neue Methode solcher „ideengeschichtlichen" Darstellung auf eine ganze Epoche angewandt („Geist der Goethezeit").

Lange Zeit hat man, unter dem Einfluß der Naturwissenschaft, geglaubt, man könnte Gesetze finden, nach denen sich die Entwicklung der Geschichte mit fast mathematischer Genauigkeit [15] berechnen ließe. Heute dagegen ist man der Überzeugung,[14] daß die Methoden der Naturwissenschaften (Analyse und Berechnung) nicht in der Geisteswissenschaft angewandt werden dürfen.

Eine Ausnahme scheint der Verfasser des berühmten Buches „Der Untergang des Abendlandes," Oswald Spengler, zu machen. Er verlangt in der Einleitung zu seinem Werke eine mathematische Exaktheit des Historikers. Und er versucht auch tatsächlich, Gesetze der geschichtlichen Entwicklung zu finden. Er vergleicht zu diesem Zwecke die Geschichte verschiedener Kulturen: der ägyptischen, der babylonischen, der chinesischen, indischen, antiken, abendländischen, amerikanischen, russischen. Er vergleicht das Wachstum der einzelnen Kulturzweige: Musik, bildende Kunst, Architektur, Philosophie, Religion, Literatur usw. Und er zeigt, wie jede Kultur nach gleichen Gesetzen über dieselben Phasen des Blühens, Reifens und Verwelkens ent-

steht und vergeht. Um diesen Gedankengang konkret zu erläutern, geben wir hier ganz flüchtig eine oberflächliche Übersicht über die Entwicklung verschiedner Literaturen:

| | Griechenland | England | Frankreich | Deutschland |
|---|---|---|---|---|
| I. PHASE: *EPOS* | Ilias, Odyssee. (Homer) | Beowulf | Chanson de Roland | Heldensage, Die Epen von Wolfram, Hartmann, Gottfried. |
| II. PHASE: *DRAMA* | Äschylos, Sophokles, Euripides. | Shakespeare | Corneille, Racine, Molière. | Schiller, Goethe. |
| III. PHASE: *ROMAN* | Der hellenistische Roman. | Scott, Dickens, Hardy usw. | Zola, Anatole France, Rolland usw. | Thomas Mann, Ricarda Huch, Schaeffer usw. |

Eine ähnliche vergleichende Übersicht läßt sich auch für die Entwicklung der andern Kulturzweige aufstellen.

Spengler will nun aber auf Grund solcher Vergleiche das *Wesen,*[6] die Eigentümlichkeit [7] verschiedener Kulturen recht deutlich machen (vgl. #14). Er stellt also nicht nur Material zusammen wie frühere Kulturhistoriker, sondern er charakterisiert in ganz großen Zusammenhängen die einzelnen Kulturkreise. Und damit ist auch Spengler ein durchaus „moderner" Historiker.

## V

Die allgemeine geistige Entwicklung Deutschlands in den letzten Jahrzehnten, deren Hauptrichtung wir zu zeigen versuchten, spiegelt sich in der *schönen Literatur* klar wider.

Die Hauptmotive der Vorkriegsliteratur, besonders am Ende des vorigen Jahrhunderts, waren sozial (Hauptmann) und sozialpolitisch (Heinrich Mann). Die behandelten Stoffe waren „real" im Sinne des Positivismus. Die Motive der neuen Literatur dagegen sind zum großen Teil wieder metaphysisch. Die modernste Dichtung[14] behandelt Probleme der Ästhetik (Werfel, „Verdi, der Roman der Oper"), der Ethik (Werfel, „Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig," Molo, „Bobenmatz," Hesse, „Demian" usw.), der Religion (Molo, „Legende vom Herrn," Federer, „Das letzte Stündlein des Papstes" usw.). Und in den großen Romanen Thomas Manns (Zauberberg) und Schaeffers (Helianth) stehen die metaphysischen Fragen über Schicksal und Freiheit, Gott und Menschheit, Leben und Sterben ganz im Vordergrunde.

Dieser allgemeinen Hinwendung[5] zu metaphysischen Stoffen läuft die Entwicklung der literarischen Form parallel: vom Naturalismus über den Impressionismus zum Expressionismus.

Der *Naturalismus* bekannte sich zur positivistischen Wirklichkeit. Im Programm der naturalistischen „Freien Bühne" in Berlin stand: „Die moderne Kunst zeigt uns mit rücksichtslosem Wahrheitstriebe die Welt, wie sie ist." Und einer der Begründer des deutschen Naturalismus, Arno Holz,

schrieb: „Die Kunst hat die Tendenz, wieder die Natur zu sein." Die Naturalisten belauschten die Menschen, wie sie wirklich sprechen, und suchten mit der Genauigkeit einer Grammophonplatte das Stockende, Stammelnde, oft Unlogische und Platte der Alltagssprache wiederzugeben. Dadurch ist eine Technik der Beschreibung [14] entwickelt worden, die (weil sie fast jede Sekunde registrierte) als „Sekundenstil" bezeichnet worden ist.

Besonderen Wert legten die Naturalisten auf die genaueste Wiedergabe des „Milieus" ihrer Roman- und Dramenhelden. Denn nach der positivistischen Meinung der Zeit war der Mensch nur ein Produkt seiner Umgebung.[14]

Der bedeutendste Vertreter des deutschen Naturalismus ist *Gerhart Hauptmann*. Seine überragende Bedeutung liegt auf dem Gebiet des Dramas. Erzählende Prosa hat er verhältnismäßig wenig geschrieben. Aber seine kleine Novelle „Bahnwärter Thiel," aus der wir unter #15 eine Probe geben, gehört zum besten der naturalistischen Literatur und vermittelt einen guten Eindruck des maßvoll benutzten Sekundenstils.

Der *Impressionismus* ist eine Übertreibung [5] des Naturalismus. Die Leidenschaft zum Beschreiben des Milieus verbannt alles Gedankliche und Begriffliche früherer Dichtung. Der Impressionist versucht den flüchtigen Eindruck des Augenblicks wiederzugeben: Farben, Formen, Töne. Der Fluß der Erzählung [14] wird aufgelöst in eine Reihe meist unzusammenhängender Momentbilder. Impressionisten wie der Wiener *Peter Altenberg* (#16) haben nichts als Skizzen geschrieben. Der Titel seines Buches „Wie ich es sehe"

ist typisch für den Impressionismus, der nur die *Sinnes*eindrücke wiedergibt. Altenberg geht in der Wiedergabe von Tönen so weit, daß er in der Skizze „Der Trommler Belin" den Trommelton auf folgende Weise „beschreibt": rrrratap-lan, rrrrata, rrrrata, rrrrata, rrrratatata, ta, ta, ta, ta, — trrrrrrrrrrrrra.

*Hans Siemsen,* einer der jüngsten Impressionisten, schreibt ebenfalls fast ausschließlich kleine Skizzen. Der Untertitel seines Buches „Paul ist gut" heißt „Erlebnisse." Auch das ist typisch für den Impressionismus, denn es handelt sich dabei um zufällige Eindrücke. Man könnte dieses Wort „Erlebnisse" fast mit „impressions" übersetzen (#17).

Die weitaus größte Zahl der modernen Schriftsteller gehört noch zu der impressionistischen Richtung. Thomas Manns, Wassermanns, Kellermanns, in allererster Linie Schaeffers Romane (vgl. ##18, 21, 24) zeigen die impressionistische Technik in der Darstellung (ganz genaue Beschreibung der Sinneseindrücke) und in der Komposition (viele Einzelbilder).

Der *Expressionismus* bedeutet in der Literatur wie in der Malerei die Abkehr vom Sinneseindruck, vom rein Äußerlichen und die Hinwendung[5] zum Metaphysischen: die Wandlung[10] von der Materie zur Idee. Der Expressionist *re*produziert *nicht* mehr die Außenwelt (das Milieu), er *pro*duziert, was in der sichtbaren Welt nicht gegeben ist. Er will das innerste Wesen der Menschen, das Verborgne, das Tiefste zum „Ausdruck" bringen.

*Klabunds* kleines Stück „Der sterbende Soldat" (#20) gibt nicht eine Beschreibung äußeren Geschehens sondern inneren Erlebens. Nicht, was der Soldat *sieht,* sondern was

er *denkt*, das bildet den Inhalt. Es wird gezeigt, wie die innersten und letzten Gedanken ohne Ordnung [14] zusammenhangslos vorbeigleiten. Und doch bringen diese traumhaft unwirklichen Gedanken das Gefühl sanften Verblutens und Sterbens ganz deutlich zum Ausdruck.

Da der Expressionismus dem Materialismus feind ist, ist es begreiflich, daß die Expressionisten keine Freunde des Kapitalismus sind. Deshalb trägt fast alle expressionistische Dichtung politisch-revolutionären Charakter. (vg. *Frank*, #19).

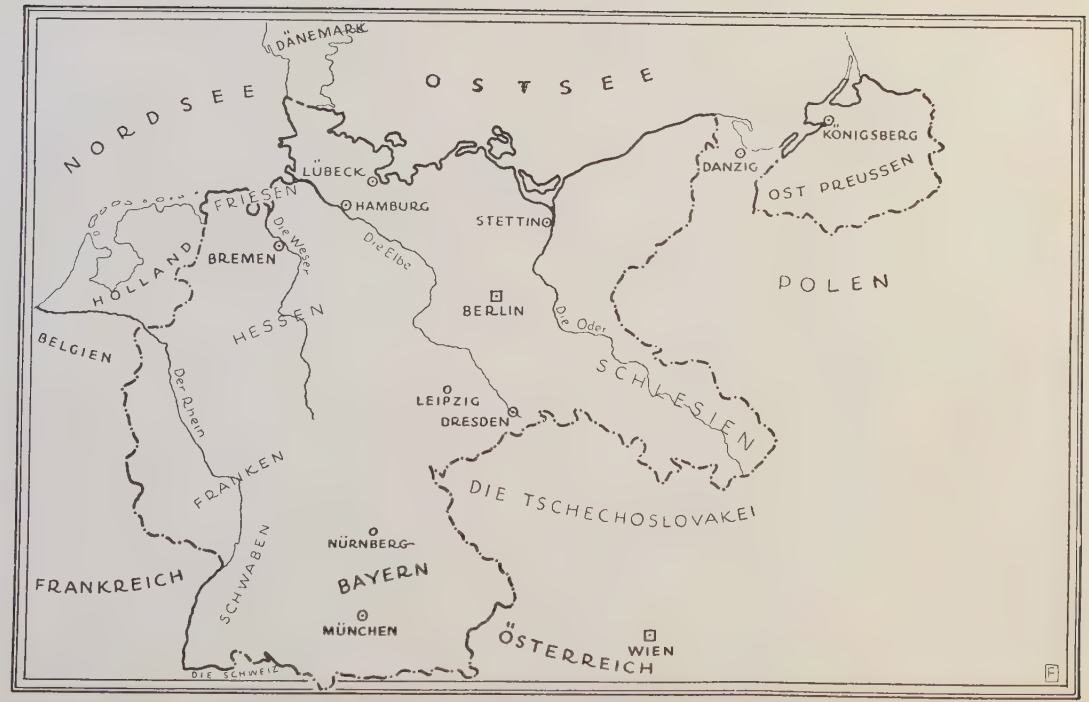
In dem raschen Strome der neuen literarischen Entwicklung, in dem schon so viele Programme literarischer Schulen untergegangen sind, und aus dem immer wieder neue hervortauchen, hat sich eine kleine Insel fast unverändert erhalten: *Stefan George* und sein Kreis. Stefan George ist der beste Lyriker unsrer Zeit. Er hat in allem Wirrwarr der letzten 25 Jahre die maßvolle Form antiker Schönheit für die gegenwärtige deutsche Lyrik gerettet. Er ist der Meister sprachlicher Form. (Ein paar Verse von ihm sind in unsrer #18 zu finden.) Einige der bedeutendsten Dichter der Gegenwart sind aus dem Kreise Stefan Georges hervorgegangen oder wenigstens ganz tief durch Georges Kunst beeinflußt. So z. B. *Schaeffer*, *Werfel*, *Rilke* und der impressionistische Dramatiker *Hofmannsthal*.

Wir stehen heut am Ende der Entwicklung Naturalismus-Impressionismus-Expressionismus. Fassen wir, nach Hegelscher Terminologie, Naturalismus und Impressionismus als die „Aktion," den Expressionismus als die „Reaktion" auf,[14] so dürfen wir annehmen, daß die deutsche Literatur der

allernächsten Zeit von den Kräften beider Strömungen weitergetragen werden wird. Sie wird eine „Synthese“ sein von impressionistischer Beobachtungskunst [14] und expressionistischer Gefühlstiefe. Über ihre Form wird sich heute kaum etwas aussagen lassen, da die deutsche Literatur ihre Form rascher und überraschender wandelt [10] als irgend eine andre Literatur.

# I

# Von der nationalen Eigenart des deutschen Volkes




DEUTSCHLAND

# 1. DIE MANNIGFALTIGKEIT DER DEUTSCHEN KULTUR

(Aus: Gustav Roethe, „Von deutscher Art und Kultur," Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1915. S. 40–43.)

Gustav Roethe (1859–1926) war einer der hervorragendsten Germanisten, Professor an der Universität Berlin, und Sekretär der Preußischen Akademie der Wissenschaften.

Sein außerordentliches Wissen, seine hinreißende Beredsamkeit [15] und seine pädagogische Fähigkeit [15] brachten ihm den Ruf eines der überragendsten und beliebtesten Universitätslehrer in ganz Deutschland.

Roethe hat wenig geschrieben. Abgesehen von seinen philologischen Forschungen [14] in mittelalterlicher Literatur und einem Buch über „Goethes Campagne in Frankreich," sind vor allem seine Reden berühmt, die jedoch im Druck den Reiz und die — oft seltsame — Originalität der Persönlichkeit [15] des Redners verloren haben.

Anläßlich von Roethes Tod schrieb die „Deutsche Allgemeine Zeitung": R. war nicht nur Gelehrter sondern auch Politiker. Er scheute sich nicht, sich mutig zu dem zu bekennen, was man heute Reaktion nennt und was ihm lebendiges Gefühl, lebendiger Glaube war. R. stand ganz rechts.* Er war das Gegenteil von liberal: ein Mensch von einem ganz starken Landgefühl, aus dem ihm eine ausgeprägt konservative Einstellung [14] zu den Fragen und Problemen des politischen Lebens der Gegenwart erwuchs.

Ohne den deutschen Individualismus mit allen seinen Wunderlichkeiten [15] wäre Deutschland nicht Deutschland: ihm dankt es eine kulturelle Mannigfaltigkeit,[15] wie kaum ein andres Land — nur Italien läßt sich vergleichen — etwas Ähnliches aufweist. Protestanten und Katholiken, Nord- 5

* Im deutschen Reichstag sitzen die Konservativen (Adel und Bürgertum) rechts, die Fortschrittsparteien (zum großen Teil das Proletariat) links.

deutsche und Süddeutsche, Fels und Meer, Handel und Ackerbau: eine Fülle von Gegensätzen, die erst durch ihre bunte Mannigfaltigkeit eine solche Entfaltung [14] aller Kräfte ermöglichten, wie sie sich jetzt einmütig in des Vaterlandes Dienst stellen. Hier liegt wohl unser schärfster Kontrast gegen das eintönige Rußland, dem höchstens die unterjochten Nebenvölker, wie Polen, Finnen, Letten, Ruthenen, einige abweichende Schattierungen [14] zuführen, soweit die obrigkeitliche Knebelung [14] das gestattet. Aber auch das gebietende Übergewicht, das London, die geistige Alleinherrschaft, die vor allem Paris entfaltet, in Deutschland ist das undenkbar.* „So viele Länder und Ströme und Sitten, so viele eigne Triebe [5] und Arten“: so faßt es schon Schiller zusammen. Keine Rede davon, daß etwa Berlin deutschen Geschmack, deutsche Geistesart tonangebend bestimmte: nicht nur Wien, auch Hamburg, München, Dresden, Frankfurt a. M. sind führende deutsche Städte; und selbst im kleineren Staate stellt sich den Residenzen München und Dresden die große Industriestadt Nürnberg, die Handels- und Universitätsstadt Leipzig ebenbürtig zur Seite; Berlin genießt nicht einmal in dem Kranze von Großstädten, der sich zu Großberlin zusammenflicht, die unbestrittene Führerstellung.[14] Freuen wir uns dieses lebendigen Reichtums! Eine hauptstädtische Zentralisation in französischer Art, die der Provinz die besten Kräfte entzieht, neben der die Landschaften verkümmern,[18] im Grunde ist das ein Unglück,* und es wird eine bedeutende Zukunftsaufgabe werden, neben der

* Die unterbrochene Satzkonstruktion ist charakteristisch für den Stil der Rede.

Gustav Roethe
Aufnahme von Frau Geheimrat Roethe

beständig erstarkenden Organisation zur großen deutschen Einheit [2] das üppige Kulturkönnen der vielen kleinen und kleinsten Staaten und Orte und Kreise in wahrhafter Lebensfrische nicht nur zu schonen, sondern zu nähren. Wie wundervoll bunt und wechselreich [0] ist dieses Deutschland! Hier die kleine, kunstfrohe Residenz, dort die stattliche, wohlbegüterte Handelsstadt; hier eine stille, heilige Stätte versunkener träumender Größe, dort das hastige, lärmende Aufblühen moderner Industrie; hier das gelehrte Universitätsstädtchen, dort der heitere Badeort, und neben dem allen die ruhige Weite bäuerlichen Daseins, die in das beschränkte Leben kleiner Ackerstädte herübergreift: dies und viele andre Lebensformen in bedeutendem Durcheinanderwirken und -spielen. Und wiederum: die saftigderbe [0] Kraft der Bayern, die schwerfällige Tiefe der Schwaben, die geistige Beweglichkeit [15] der Franken, die heimatsfrohe Regsamkeit der Hessen, die zähe, bodenständige Treue der Sachsen und Friesen, die staatliche Energie der Ostdeutschen — sie alle entwickeln ihre besonderen köstlichen Kräfte, die sich in der ungebrochenen Fülle ihrer Möglichkeiten [15] nur zögernd zu der höheren Einheit einer deutschen Kultur zusammengefunden haben: jetzt, da sie erreicht ist, diese Einheit, da verbürgt [18] eben das Vielfache im Einen die Ganzheit [16] deutschen Wesens.[6] Freilich auf einen leicht zu fassenden Typus läßt sich der Deutsche auch heute nicht bringen.

## 2. DER DEUTSCHE PARTIKULARISMUS UND DIE POLITIK

(Aus: Richard Müller-Freienfels „Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur," C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck, München, 1922. Seite 143/44.)

Richard Müller-Freienfels (geb. 1882) ist ein in Deutschland wohlbekannter Psychologe und Philosoph. Er folgt im wesentlichen [6] der von Eduard Spranger vertretenen Richtung [14] der Strukturpsychologie. Seine Werke, wie z. B. „Psychologie der Kunst," „Psychologie der Religion," „die Seele des Alltags," sind in einem (für deutsche Gelehrte ungewöhnlich) einfachen Stil geschrieben und erfreuen sich daher großer Popularität.

R. Müller-Freienfels war als Vertreter Deutschlands im September 1926 auf dem internationalen Philosophen-Kongress in den Vereinigten Staaten.

In der Politik ist der Partikularismus die Erscheinungsform des deutschen Individualismus. Gerade er offenbart aber auch, daß dieselbe Lebenshaltung,[14] die in Kunst und andern geistigen Gebieten hohe Werte zu zeitigen vermag, ein Krebsschaden sein kann, der die staatliche Entwicklung [14] eines starken Volkes zersetzt. Gewiß verbrämt sich diese Form des Individualismus in Deutschland mit allerlei Gemütswerten, wie stammlicher Eigenart [7] und Liebe zur heimatlichen Scholle, man mag auch für ihre kulturellen Vorzüge nicht blind sein; aber daß nichts der deutschen Nation seit den ältesten Zeiten so geschadet hat wie das Auseinanderstreben [0] der Teile, darüber kann kein Zweifel sein. Staatswesen ist in jedem Falle rationale Vereinigung [14] gegensätzlicher Interessen. Wo aber, wie in Deutschland, jede Interressen-

gruppe, ja jeder einzelne Interessent dem eignen Kopfe folgt, ist Politik nur möglich, wenn Zwang die Interessen gewaltsam vereinigt.[2]

Aber von den wenigen Glanzperioden abgesehen, wo starke Führer zwangsweise die Gefolgschaft und dann oft begeisterte Gefolgschaft ihrer schwierigen Volksgenossen durchsetzten, ist die deutsche Geschichte eine schmerzliche Tragikomödie des Eigensinns [7] und der Uneinigkeit.[2] Das ganze Mittelalter, ja die ganze Geschichte des alten Kaisertums ist erfüllt von Zwiespältigkeit,[15] deren Träger bald die Fürsten, bald die Stände, bald andere Gruppierungen [14] waren. Seit Deutschland Parlamente hat, sind diese der Schauplatz der Eigenbrödelei.[7] Natürlich gibt und muß es in jedem Lande Parteikämpfe geben, aber die der Deutschen haben eine besondere Färbung.[14] Es fehlt hier ganz der Zweckgedanke, der in England auch die Parteipolitik beherrscht. Der Deutsche trägt seine ganze Gefühligkeit [15] auch in die Politik hinein, er läßt sich statt von Zwecken von phantastischen Ideen und Stimmungen [14] leiten, ohne Rücksicht auf das Ganze. Der Engländer ist erst Engländer und dann Parteimann, der Deutsche ist stets erst Parteimann und ordnet das Ganze der Partei unter. Daher sieht er im politischen Gegner nicht Verschiedenheit [16] der Meinung, sondern moralische Verworfenheit.[16] Kaum in einem andern Lande hält jeder so wie in Deutschland den Gegner in der Politik auch für einen moralischen Schuft, kaum sonstwo ist die politische Gegnerschaft so mit Gehässigkeit [15] gesättigt wie bei uns. Beim Engländer und beim Franzosen ist die Politik eine Zweckfrage, ein Geschäft, eine öffentliche Angelegenheit [16];

bei dem subjektiveren Deutschen ist's eine Frage der „Persönlichkeit," der „Weltanschauung." [14] Wie sich zwei deutsche Gelehrte, die über den Wert der Nibelungenhandschriften * verschieden denken, unfehlbar auch moralisch verachten, so geht's in der Politik im Großen. Ich brauche das nicht zu schildern, die Zeitungen jedes Tages fügen ein neues Kapitel dieser Tragikomödie hinzu. — Jeder Deutsche hätte am liebsten seinen eignen König, hat Bismarck geäussert. Jeder Deutsche hätte am liebsten auch seine eigne Partei. † In dem gefühligen [15] Individualismus, der sich weder durch Zwecke, noch durch gesellschaftliche Ausgleiche binden will, liegt der Grund für das oft beklagte unpolitische Wesen des Deutschen. Der Individualismus, der kulturell hohe Werte zeitigen kann, muß im Staatsleben unvermeidlich [18] zur Zersetzung [14] führen.

* Es gibt 3 große Handschriften von dem deutschen Nationalepos, die alle verschiedene Texte aufweisen.

† Die wichtigsten deutschen Parteien sind heute: 1. Die deutschnationale Volkspartei, 2. die deutsche Volkspartei, 3. Das Zentrum, 4. die Demokraten, 5. die Sozialdemokraten, 6. die Kommunisten, 7. die Sozialnationalisten, 8. die Wirtschaftspartei.

## 3. DIE DEUTSCHE HINGABE AN DIE IDEE

(Aus Albrecht Schaeffers Roman „Helianth," Insel-Verlag Leipzig 1920. Band II, Seite 664–666.)

Albrecht Schaeffer (geb. 1885) gehört zu den größten deutschen Dichtern der Gegenwart. * Seine Phantasie, der unerschöpfliche Reichtum seiner poetischen Bilder, die Schönheit seiner Sprache überragen die Kunst der vielgelesenen Thomas Mann und Jakob Wassermann.

Stefan George, der bedeutendste deutsche Lyriker und Sprachkünstler, ist Schaeffers Lehrmeister.

Schaeffers Dichtung ist episch und romantisch.

Er hat Andersens Märchen „Gevatter Tod" in einem Epos in Hexametern behandelt, das mittelalterliche Epos Wolframs von Eschenbach, „Parzifal," sowie das antike Epos Homers, die Odyssee, neu gestaltet.

Sein Hauptwerk ist der Roman „Helianth" (2397 Seiten), ein Bildungs- oder Erziehungsroman wie Goethes Wilhelm Meister. Schaeffer schreibt über diesen Roman †: „Die Dichtung spiegelt das Leben zweier Menschen, eines Mannes (Georg) und eines Weibes (Renate), die von verschiedner Art und von ungleicher Bestimmung [14] sind. Die Dichtung stellt einen Wandernden dar und sein Ziel (Renate); gibt also die Geschichte nur eines einzigen Menschen, des Mannes. Dieser sucht, wie er vollkommen werde."

Das Buch umfaßt mit seinen zahlreichen Exkursen in die Gebiete der Philosophie, Wissenschaft, Kunst, Religion und Politik das gesamte deutsche Leben und Empfinden unsrer Zeit.

Der hier abgedruckte Abschnitt ist einer Unterhaltung Georgs mit einem Polen entnommen. Schaeffer deutet das mangelhafte Deutsch des Ausländers im Satzbau und in phonetischer Orthographie an. ‡

---

* Der französische Germanist Henri Lichtenberger schreibt über Sch.: Schaeffer est le prince de l'imagination, créateur d'une abondance fabuleuse d'images et d'objets, c'est l'être le plus riche que possède Orplid aujourd'hui. (Revue Germanique XVII, 3)

† In den Preußischen Jahrbüchern, Bd. 196, Heft 1, S. 18.

‡ Als sprachliche Übung sei empfohlen, dieses fehlerhafte Deutsch in gutes Deutsch zu übertragen.

„Sie saggen, was ich wollte. Auch der Ru-se, er denkt; er denkt an Rusland. Alles ist Rusland, nur ist Rusland, und ist Rusenwesen, Rusenleben. Nicht aber der Deutsche! Der Deutsche, er rechtfertik sich, daß er ist. Er sieht die Welt: Wie kam er herein? Was tut er? Was fängt er an mit sich? Und er fragt: bin ich gut? Er hat viel Sennsuch nach sich selber, der deutsche Mensch. Immer denkt er auf Besserung. Und er muß immer vorher viel denken, ehe etwas kann geschehn. Sehen Sie," fuhr er eifriger und gütiger fort, „ich glaube an der deutsche Land," — er lächelte, „was nicht heißen soll, ich glaube an der deutsche Staat. Sie gennen Ihre Geschichte. Es hat gegebben ein Reich, Römisches Reich deutscher Nation, das haben gemacht — die Kaiser, gemacht hat es: die Person. Nunn es gieb wieder ein Deutsches Reich seit viersig Jahr, das hat gemacht der Gedanke, es hat selber gemacht: das Land. Fünfhundert Jahre der Gedanke hat gedacht: Deutschland, und es mußte kommen Napoleon und ihm sagen: Endlich fange an! und so fing es an, ein wenik, und es dachte wieder nach, das Land, sechsig Jahr, da gab es ein kleines Deutsches Reich. Ich hoffe sehr," lächelte er erst Georg, dann Herrn Töpfer an, „es wird immer denken lang-sam weiter bis in ein deutsches Reich europäischer Nation, wenn es dann giebt nich mehr Sar, un Gaiser, un Gönig.

„Mir fällt ein: ein Freund von mir machte dies Gleichnis: Legen Sie hin vor einen Engländer, einen Deutschen, einen Russen, einen Franzosen, geschrieben das Wort: Ich, und er soll dahinterschreiben ein — wie heißt es? — ein Verb, was werden diese schreiben? Der Engländer, — er wird schrei-

ben, serr einfach: Ich bin. Der Franzose, gleich — schreibt: Ich lie-be! Der Russe, er schreibt, — er besinnt sich, er schreibt: Ich sün-di-ge . . . Der Deutsche, — nun, sie wissen serr genau, was er schreibt, wenn er nicht sagt: Ich werde gehen und denken, was ich werde schreiben . . .“

## 4. DEUTSCHE INNERLICHKEIT

(Aus: Eduard Spranger, „Über Erziehung zum deutschen Volksbewußtsein," Vortrag. Verein für das Deutschtum im Ausland, Dresden 1924. Seite 6–7.)

Eduard Spranger (geb. 1882), Professor für Pädagogik an der Universität Berlin und Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften, hat einen entscheidenden Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Erziehungswissenschaft.

Er ist Vertreter der Strukturpsychologie („Lebensformen" Halle 1914) gegenüber der früheren Elementarpsychologie. Auch hier, in der Psychologie, zeigt sich die oben (Einleitung S. XXV) erwähnte Entwicklung von einer analytischen zu einer synthetischen Methode.

Sein größtes Interesse schenkt Spranger der früher wenig beachteten Jugendpsychologie („Psychologie des Jugendalters" 1924).

Er steht in enger Beziehung [14] zu der deutschen Jugendbewegung und wird von der jungen Generation als Lehrer und Führer begeistert verehrt und geliebt.

Der Abschnitt, den wir hier abdrucken, ist einem Gelegenheitsvortrag [0] entnommen. Gründlicher und umfassender behandelt Spranger das deutsche Nationalbewußtsein in seiner Festrede vom 18. Januar 1923: „Der Anteil des Neuhumanismus an der Entstehung des deutschen Nationalbewußtseins."

Der Gehalt,[3] der dem deutschen Geist eigentümlich ist, kann nach der reifsten Ausprägung,[11] die er empfangen hat, als deutscher Idealismus bezeichnet werden. Wir meinen aber damit mehr als eine bestimmte philosophische Geistes-
5 haltung.[14] Wir meinen, daß für den Deutschen charakteristisch ist die innere Schau gedanklicher Ziele, aus denen ein unendliches Streben folgt. Das Hingegebensein [5] an „nur" Gedachtes, das ist es, was den deutschen Geist auszeichnet: daher sein Bekenntnis [8] zur Idee, zum Überwirklichen.[0]

Das heißt nicht, daß andere Völker nicht auch in Idealen lebten; aber sie leben ihnen in abweichender Gestalt. In derselben Epoche, in der Franzosen und Engländer als Form ihrer Geistesphilosophie den Positivismus ausbildeten, blühte in Deutschland der Idealismus der Kant, Fichte, Schelling, Schleiermacher, Hegel. Auf den tiefen Unterschied beider Richtungen einzugehen, ist hier nicht möglich. Genug: es ist eine andere Stellung [14] zum Leben, ob man es praktisch, zielsicher, gleichsam technisch aufbaut, oder ob man den Umweg nimmt über die beinahe jenseitige Welt eines Ideellen, aus dessen Unendlichkeit [15] und Ewigkeit [15] heraus man erst sich selbst und seine Ziele versteht.

Der Deutsche geht immer erst ein Stück nach innen, ehe er nach außen geht. Er faßt immer erst ein Stück Unendlichkeit, ehe er das nahe Daliegende ergreift. In der deutschen Mystik, der deutschen Reformation, dem deutschen Klassizismus kommt diese Welt der inneren Unendlichkeit zu höchster Darstellung.[14] Unsere größte deutsche Dichtung läßt das Faustische Streben nach einem innerlich Geahnten, nie ganz Erreichbaren als eine große Lebenssymphonie erklingen.

An einem kleinen Beispiel kann das Eigentümliche,[7] das hier gemeint ist, besser verdeutlicht werden als in philosophischer Bestimmung.[14] Das Zeppelinluftschiff,* das dem deutschen Namen in der ganzen Welt wieder Ansehen verschafft hat, wäre von jeder der großen Kulturnationen unter einem anderen Gesichtspunkte betrachtet worden. Den Amerikanern bedeutete es einen stolzen Rekord, den Engländ-

* Z. R. III, jetzt „Los Angeles," überflog den Atlantischen Ozean von Deutschland nach Lakehurst im Jahre 1924.

dern die glänzende Lösung [14] eines technischen Problems. Die Franzosen hätten einen solchen Erfolg des „esprit humain" auf die „gloire" ihrer Nation bezogen. Die Deutschen aber bewundern an dem Vorgang die Macht des Gedankens und den Sieg der Geisteskraft.

Wir wissen sehr wohl, daß mit diesem Hange [5] zur Idee auch unsere entschiedenen Schwächen zusammenhängen: die bloße Wendung [5] nach innen, das Unpraktische, die Tatsache, daß wir eben deshalb nie ganz mit den Füßen auf die Erde kommen. Ein deutscher Dichter hat in dem Jüngling, der erst, nachdem er erblindet ist, seine Welt ganz zu sehen beginnt, einen echten Zug der deutschen Seele getroffen. (Hellriegel in Gerhart Hauptmanns „Und Pippa tanzt.") Es hängt damit zusammen, daß die Hingabe an ganz allgemeine Ziele, an das Wahre als solches, an die Idee der Gerechtigkeit,[15] an die Idee der Menschheit, uns vielfach in bloße weltferne Gedankenkonstruktionen verstrickt, aus denen wir uns selbst nur schwer wieder herausfinden. Und diese Haltung, die zugleich Innerlichkeit [15] und Überweltlichkeit [15] enthält, liegt anderen Völkern so fern, daß die Mißdeutungen,[14] die aus dem Nichtverstehen folgen, sehr oft mit großen Zweifeln an der Geradheit [16] unseres Charakters und (zum Teil mit Recht) an der Geradlinigkeit [15] unseres Wollens verbunden sind.

Eduard Spranger
Transocean

Oswald Spengler
Gemälde von Frobenius

## 5. DIE KRISIS DES DEUTSCHEN CHARAKTERS

(Aus: H. A. Korff „Die Lebensidee Goethes," Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig 1925, Seite 43/45.)

H. A. Korff (geb. 1882), Literarhistoriker, früher an der Universität Frankfurt am Main, jetzt an der Universität Leipzig, ist besonders durch seine „ideengeschichtliche" Darstellung der Goethezeit (s. Einleitung) bekannt geworden. Von dem großen Werke ist vorläufig nur der erste Band erschienen: „Sturm und Drang" 1923.

Die hier zum Abdruck gelangenden Abschnitte bilden die Einleitung zu einem Festvortrage vom 28. August 1919: „Der Geist des westöstlichen Divans."

Stolz hat man sich immer davon erzählt: mit dem Neuen Testament und dem Faust im Tornister seien die deutschen Soldaten in den Krieg marschiert. Man erblickte darin ein Symbol unseres guten Gewissens und unserer hohen Gesinnung. Denn wie weit mußte abstehen von dem Geiste vergangenen Hunnentums,[9] wem es Bedürfnis[8] war, zwischen den blutigen Entscheidungen der Weltgeschichte sich mit den Seligpreisungen der Bergpredigt und mit dem Evangelium des ewigen Strebens zu erfüllen.

Aber mir scheint: der Faust und das Neue Testament im Tornister unserer Krieger — das ist nicht nur das Symbol des deutschen Idealismus, sondern zugleich auch das Symbol für die Ursache[13] unserer Niederlage gewesen: Das Symbol nämlich für die Verkennung[18] der Dinge und für das Vergreifen[18] in der Wahl der richtigen Mittel, woran wir politisch zugrunde gegangen sind. Oder könnte man in der gesamten Weltliteratur wohl zwei Werke ausfindig machen, die weniger

der Aufgabe gewachsen wären, den vom Kriege erschütterten Menschen innerlich aufzurichten und in der Pflicht seines fragwürdigen Handelns zu bestärken, als das Neue Testament und der Faust? Nein, zwischen ihrem und dem Geiste des nationalen Krieges öffnet sich jener ganze Abgrund, der alle polaren * Erscheinungen des Lebens voneinander scheidet. Und wenn es dem christlichen Prediger gelungen scheint, mit Jesu Lehre den Geist des Krieges zu befeuern, so gestehe ich offen, daß ich ihn darum nicht beneide. Mit dem Faust aber hatte wohl jeder, der sich im Kriege zu ihm zu flüchten versuchte, dasselbe Erlebnis [8]: seine Verse trafen auf einen verwandelten Menschen, sie blieben ohne den Widerhall, den sie so oft und so tief in früherer Zeit gefunden hatten. Auch der Geist dieser weltlichen Bibel des deutschen Volkes — er ist so diametral dem Geiste der nationalen Gemeinschaftstat [1] entgegen, daß man vielleicht den Ausspruch wagen darf: solange unsere Nation in dem Geiste des Faustdichters lebt, so lange wird ihr Reich schwerlich ein Reich von dieser Welt werden. Und der Faust im Tornister wäre nicht nur das Symbol für deutsche Instinktunsicherheit, sondern wahrhaftig vielleicht die Ursache unseres Zusammenbruches, wenn wir nicht leider wüßten, wie wenig in Wahrheit davon die Rede sein kann. Trotz dem Faust im Tornister hat das deutsche Volk längst aufgehört, das Volk Goethes zu sein! Nicht als eine Nation von Idealisten, die der Wirklichkeit nicht gewachsen waren, haben wir diesen Krieg verloren — was man vielleicht ertragen müßte —, sondern als eine Nation von Irrealisten, die für die Wirklichkeit kein Augenmaß

* opposite, contradictory.

hatten, ohne durch höheren Idealismus dafür entschuldigt zu sein. Daß wir das Goethesche Erbe aufgegeben haben, ohne dadurch fähig geworden zu sein, wenigstens das Bismarcksche Erbe uns zu erhalten — erst das ist die ganze Tragödie dieser Stunde! Und mit vollkommen leeren Händen ständen wir heute, am 28. August, vor demjenigen, dessen Andenken lebendig zu erhalten wir hier nach alter Sitte * uns versammelt haben, wenn wir nicht wenigstens von der Sehnsucht des deutschen Volkes reden könnten, die sich immer häufiger schon zu dem Rufe „Zurück zu Goethe" verdichtet [18] hat.

* Feier von Goethes Geburtstag in seiner Vaterstadt Frankfurt.

# II

## Von den politischen Zielen und Aufgaben des neuen Deutschland

## 6. WELTKRIEG, FRIEDEN, VÖLKERBUND

(Aus: Walther Rathenau „An Deutschlands Jugend" Verlag S. Fischer, Berlin 1918. Seite 91/92, 74/76, 86/88.)

Walther Rathenau (1867–1922), dessen Vater 1883 die weltberühmte „Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft" (A. E. G.) gründete, war der begabteste deutsche Organisator und Wirtschaftspolitiker. 1921 wurde er Minister für Wiederaufbau und 1922 Minister des Äußeren. Als jüdischer Demokrat, bekannter Kriegs- und Militaristengegner machte er sich zahlreiche Feinde. Im Juni 1922 fiel er einem Attentat zum Opfer.

(Ein kurzer Lebenslauf Rathenaus findet sich in Zeydels „Elementary German Reader," Seite 84–86).

Feinde, Menschen, Brüder, höret! Es ist genug.

Ihr und wir, wir alle sind mit Blindheit [16] und Wahnsinn geschlagen. Im blinden Wahnsinn haben wir eine Welt zertrümmert.

Ihr und wir, wir haben nur einen Gedanken: leiden machen. Ihr und wir, wir jubeln, wenn Menschen brennend aus den Lüften stürzen, wenn Menschen in der See ersticken, wenn Menschen zerrissen und vergiftet sterben, wenn man sie in Gefangenschaft treibt.[5] Wir lesen bei Mahlzeiten Dinge, von denen der tausendste Teil uns erstarren machen müßte. Sind wir noch Menschen?

Die vier göttlichen Elemente, Feuer und Luft, Wasser und Erde haben wir zu Werkzeugen des Todes gemacht, und das genügte nicht, Gift und Hunger holte man zu Hilfe. Aller menschliche Geist zählt und rechnet und grübelt [17]: noch eine neue Streitmacht, noch eine neue Gewalt, noch eine neue Todesart.

Sieben Millionen sind tot. Sieben Millionen mal in fünfzehnhundert Tagen hat der rasend gemachte, gehetzte Tod ein blühendes, hilfloses Menschenherz zerschnitten, und mit jedem Schnitt hat er ein zweites liebendes Herz getroffen. Ungezählt sind die Krüppel, die Blinden, die Wahnsinnigen und Gebrochenen; sie ziehen über die Erde und zeugen wider uns und euch. Die Kreuze auf den Feldern strecken ihre Arme aus, die gemordeten Wälder recken ihre verstümmelten [18] Äste, die aussätzige Kruste der Erde, die zertrommelten [0] Städte, sie blicken auf aus erloschenen Augen und zeugen wider uns und euch.

In Erdlöchern, in Schlamm und Wasser hocken seit vier Jahren unsere Brüder, schützen ihre armen Leiber gegen giftige Dünste, Eisensplitter und Bajonette und trachten nach dem Leben der anderen. Dem Leib der Erde und der Völker ist die Fruchtbarkeit [15] unterbunden. Bleiche Kinder wachsen auf, bleiche Mütter arbeiten in Fabriken.

Der Wohlstand ist gebrochen, die friedlichen Gewerbe sind tot, die See ist verödet.[18] Was noch geschaffen und geschleppt wird, sind Waffen. In den Städten aber rast der Tanz um das Kalb. Inmitten der Entbehrung [14] prassen Bereicherte. Die Versuchung [14] wächst, das Gewissen betäubt sich, die Sitte wankt.

Um die Erde kreist eine Gewalt des Hasses, wie der Planet sie niemals trug. Noch immer wächst sie, angefacht durch Rache, Verleumdung,[18] Angst und Verblendung.[18]

Und doch ist die Welt nicht böse und nicht schlecht; sie ist wahnsinnig und blind. Jeder glaubt, der andere wolle ihn vernichten, und solange jeder das vom anderen glaubt,

bleibt allen nichts übrig, als zu kämpfen. Wollte aber jemand auch nur einen Tag länger den Kampf fortsetzen, als Unabhängigkeit[15] und Lebensraum seines Landes fordern, so wäre er für sich allein, vor Gott und Menschen schuldig am Jammer der Millionen, und es wäre ihm besser, daß er nie geboren wäre.

Es ist seltsam, wie wenig unsere Zeitgenossen begreifen, daß ein Zeitalter versunken ist und daß von dem Glanze jener Tage nichts wiederkehrt. So wie sie noch immer von Vierteljahr zu Vierteljahr das Ende des Kampfes voraussehen, so glauben sie und werden sie glauben, bis das neue Geschlecht sie ablöst, daß nach dem Frieden und einer kurzen Übergangszeit d a s wieder eintritt, was sie normale Verhältnisse nennen. Freilich werden die Schulden ein Kopfzerbrechen machen; so mag man eine Zeitlang sparsamer leben, und alles wird sich finden.

Nichts wird sich finden, alles muß neu geschaffen werden in eiserner Arbeit. Neu wird unsere Lebensweise, unsere Wirtschaft, unser Gesellschaftsbau und unsere Staatsform. Neu wird das Verhältnis der Staaten, der Weltverkehr und die Politik. Neu wird unsere Wissenschaft, ja selbst unsere Sprache.

Wem von euch ist es nicht in den Sinn gekommen, wenn er einen der frühen Schriftsteller der verflossenen Epoche las, etwa Stendhal oder Balzac, daß er sich fragte: Wie, ist das möglich? Dreißig Jahre vor dieser Zeit blühte das spielende Jahrhundert in seinem Perlmutterglanz, und diese Menschen

in dunklen Kleidern reden in ihrer neuen Aktensprache der Wissenschaft von Industrie und Börse, von Dampfschiffen und Kammern, von bürgerlicher Gesellschaft und Militarismus, und wundern sich nicht über die Neuheit [16] ihrer Welt, und wissen kaum, was vor ihnen war? Ist dann wirklich einmal die Rede von einem alten Edelmann, der in jener Tändelzeit [0] jung war, so erscheint er wie ein Fossil, ein Abgestorbener, ein zopfiges [0] Gespenst.

So fremd werdet ihr an uns vorüberschreiten. Wir, die wir uns auf Sachlichkeit [15] manches zugute taten, und wissenschaftlich, ernst, wo nicht gar tief zu sein wähnten: Wir werden euch trotz aller unserer Technik leichtfertig, flach, vorurteilsvoll, vielleicht auch roh vorkommen, und der pathetische Luxus, mit dem wir uns umgaben, wird euch nicht wie der des 18. Jahrhunderts eine Grazie, sondern ein Abscheu sein. Denn euer Leben wird abermals ernster und härter, doch so Gott will geistiger und reiner, und in seinen Freuden anmutiger sein.

Der Krieg ist es, der euch von uns scheidet. Wir werden ihn begreifen, wenn wir ihn als das kritische Ereignis [8] fassen, das er ist, als den Ausbruch aller tiefen Übel und Schwächen der abgelaufenen Epoche. Denn jede Deutung [14] als eines Mißgeschickes, Mißverständnisses,[8] schuldhaft gewollten Frevels versagt.

Die Krise, die wir erleben, ist die soziale Revolution. Der Grund, weshalb sie sich nicht im Innern der Nationen, sondern an ihren Grenzen entzündet hat, liegt in der Eigenart [7] unserer Wirtschaft, die zur Weltwirtschaft erwachsen ist, und die in ihren Auswirkungen [14]: Imperialismus und Natio-

nalismus, die explosivsten ihrer Konflikte an den Rändern der Staatseinheiten [2] gehäuft hat. Die schwerer entzündlichen Sprengstoffe im Innern der fester gefügten Staaten bleiben einstweilen unberührt, durch den Druck von den Grenzen her gebändigt.

Ein Völkerbund ist recht und gut, Abrüstung [14] und Schiedsgerichte sind möglich und verständig: doch alles bleibt wirkungslos, sofern nicht als erstes ein Wirtschaftsbund, eine Gemeinwirtschaft [1] der Erde geschaffen wird. Darunter verstehe ich weder die Abschaffung [14] der nationalen Wirtschaft, noch Freihandel, noch Zollbünde: sondern die Aufteilung [14] und gemeinsame Verwaltung [14] der internationalen Rohstoffe, die Aufteilung des internationalen Absatzes und der internationalen Finanzierung.[14]

Ohne diese Verständigungen [14] führen Völkerbund und Schiedsgerichte zur gesetzmäßigen Abschlachtung [14] der Schwächeren auf dem korrekten Wege der Konkurrenz; ohne diese Verständigungen führt die bestehende Anarchie zum Gewaltkampf aller gegen alle.

Der Wirtschaftsbund aber ist so zu verstehen:

Über die Rohstoffe des internationalen Handels verfügt ein zwischenstaatliches [0] Syndikat. Sie werden allen Nationen zu gleichen Ursprungsbedingungen [13] zur Verfügung [14] gestellt, und zwar für den Anfang nach Maßgabe des bisherigen Verbrauchsverhältnisses. Späterhin wird das wirtschaftliche Wachstum der einzelnen in Rechnung [14] gezogen.

Die gleiche zwischenstaatliche Behörde regelt die Ausfuhr

nach entsprechendem Schlüssel. Jeder Staat kann verlangen, daß die ihm zustehende Ausfuhrquote [0] ihm abgenommen werde. Sie verringert sich entsprechend, sofern er die auf ihn entfallende Einfuhr ablehnt. Die Lieferungen [14] der Staaten geschehen im gewohnten Verhältnis ihrer Gütergattungen. Freie Verständigungen über Abänderungen [14] können getroffen werden, Quotenaustausch [0] ist zulässig.

An internationalen Finanzierungen, die zu Lieferungen [14] führen, kann jeder Staat Beteiligungen [14] im Verhältnis seiner Ausfuhrquote verlangen.

Dies sind die grundsätzlichsten Bestimmungen,[14] die vereinbart [2] werden müssen, sofern nicht der stille Wirtschaftskrieg in seiner alten Form, oder aber, allen Abmachungen [14] zum Trotz, der offene Wirtschaftskrieg in neuen ungeahnten Formen ausbrechen soll, der entweder zur Verarmung [18] der nicht selbstversorgenden Staatsgruppen, oder zu unaufhörlichen Kriegsgewittern führt.

Der kommende Friede wird ein kurzer Waffenstillstand sein, und die Zahl der kommenden Kriege unabsehbar, die besten Nationen werden hinsinken und die Welt wird verelenden, sofern nicht schon dieser Friedensschluß den Willen besiegelt zur Verwirklichung [14] dieser Gedanken.

## 7. ZWEI REDEN VON FRIEDRICH EBERT

Friedrich Ebert (1871–1925) ist der erste Präsident der Deutschen Republik gewesen.

Er war zuerst Sattler, gab sein Handwerk auf und wurde Redakteur einer sozialdemokratischen Zeitung in Bremen. Die sozialdemokratische Partei wählte ihn bald zu ihrem Führer. Im Jahre 1912 wurde er Mitglied des Reichstages, 1918 nach Ausbruch der deutschen Revolution Kanzler und 1919 Präsident der Republik. Diese Stellung bekleidete er bis zu seinem Tode.

Der „Vater Ebert" erwarb sich mit seinem echt deutschen Wesen,[7] seiner gemütlichen [15] Herzlichkeit [15] und taktvollen Bescheidenheit [16] und klugen Umsicht die Sympathien des deutschen Volkes wie des Auslandes.

(Ein kurzer Lebenslauf Eberts steht in Zeydels „Elementary German Reader," Seite 87/88.)

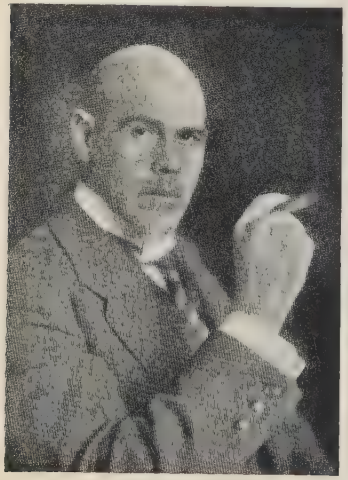
### AN DIE HEIMKEHRENDEN TRUPPEN

10. Dezember 1918.

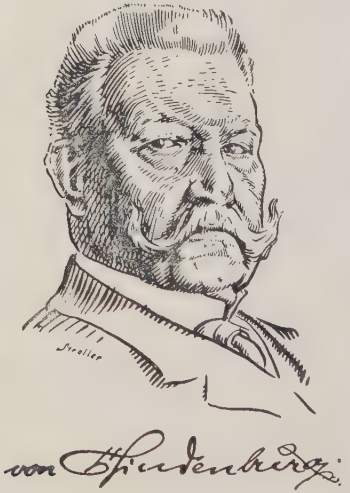
Kameraden, willkommen in der deutschen Republik, herzlich willkommen in der Heimat, die sich nach euch gesehnt hat, deren bange Sorge euch ständig umschwebte. In diesem Augenblick, da wir euch am heimatlichen Herde begrüßen, gilt unser erster Gedanke den teuren Toten. Ach, so viele kehren nimmer wieder. Hunderttausende ruhen in Feindesland in stillen Gräbern, andere Hunderttausende mußten vor dem Ende des Kampfes zurückkehren, zerfetzt und verstümmelt [18] von feindlichen Geschossen. Ihnen allen, die sich für den Schutz der Heimat aufgeopfert haben, unseren unauslöschlichen Dank. Wir können ihren Opfermut nicht vergelten, und bloße Worte sind zu schwach, ihnen zu danken.

Was wir ihnen an Taten der Dankbarkeit [15] darbringen können, das wollen wir ihnen in Treue leisten.

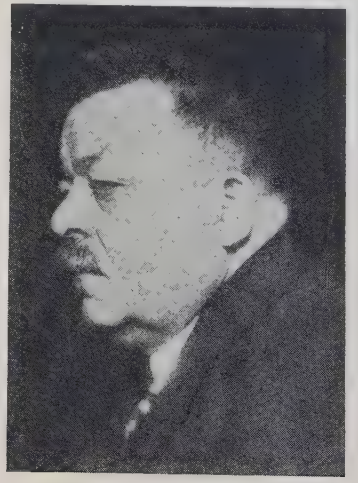
Der Verbesserung [14] des Loses der Kriegshinterbliebenen [0] und Kriegsinvaliden galt des neuen deutschen Volksstaates erste Verfügung.[14] Ihr seid dem gräßlichen Gemetzel glücklich entronnen. Froh begrüßen wir euch in der Heimat. Seid willkommen von ganzem Herzen, Kameraden, Genossen, Bürger. Eure Opfer und Taten sind ohne Beispiel. Kein Feind hat euch überwunden. Erst als die Übermacht der Gegner an Menschen und Material immer drückender wurde, haben wir den Kampf aufgegeben. Und gerade eurem Heldenmute gegenüber war es Pflicht, nicht noch zwecklose Opfer von euch zu fordern. Allen Schrecken habt ihr mannhaft widerstanden — Mannschaften und Führer —, sei es in den Kreidefelsen der Champagne, in den Sümpfen Flanderns oder auf dem elsässischen Bergrücken, sei es im unwirtlichen Rußland oder im heißen Süden. Unendliche Leiden habt ihr erduldet, unvergängliche, fast übermenschliche Taten vollbracht, unvergleichliche Proben eures unerschütterlichen Mutes Jahr um Jahr abgelegt. Ihr habt die Heimat vor feindlichem Einfall geschützt, ihr habt euren Frauen und Kindern, euren Eltern den Mord und Brand des Krieges ferngehalten, Deutschlands Fluren und Werkstätten [12] vor Verwüstung [18] und Zerstörung bewahrt. Dafür dankt euch die Heimat in überströmendem Gefühl. Erhobenen Hauptes dürft ihr zurückkehren. Nie haben Menschen Größeres geleistet und gelitten als ihr. Im Namen des deutschen Volkes tiefinnigen Dank und noch einmal herzlichen Willkommengruß in der Heimat.



Walther Rathenau



Paul von Hindenburg



Friedrich Ebert

## KUNDGEBUNG NACH UNTERZEICHNUNG [14] DES VERSAILLER VERTRAGES

24.–25. Juni 1919.

Soldaten! Sie wissen, was gestern sich ereignet hat. Regierung und Volksvertretung sind vor eine furchtbar schicksalsschwere Entscheidung [14] gestellt worden, die in der Geschichte beispiellos ist. Wir haben uns mit allen Mitteln und mit aller Kraft gewehrt, die uns noch zu Gebote standen, aber wir mußten schließlich der Gewalt der Übermacht weichen. Zur aussichtsvollen Verteidigung [14] gegen diese Gewalt — auch wenn wir sie gewollt hätten — fehlt uns die Kraft. Unser Volk ist zermürbt,[0] darüber gibt es keinen Zweifel. Bei Ablehnung wäre nach dem, was uns über die Absichten der Gegner bekannt ist, mit Verschärfung [14] der Aushungrung, wenn nicht mit voller Verwüstung [14] Deutschlands, zu rechnen gewesen. Selbstzerfleischung [14] und Verfall [18] des Reiches wären sicher gefolgt, das aber durfte nicht sein. Unser Deutschland muß leben bleiben, auch nach dem Furchtbaren, was sich ereignet hat. Das war unser Gedanke, als wir nach schwerem inneren Kampfe und mit blutendem Herzen uns zu dem entsetzlichen Ja entschlossen. Und dieser Gedanke muß auch Sie beseelen. Deutschland darf nicht zu grunde gehen. Wir können und dürfen trotz allem an Deutschlands Schicksal nicht verzweifeln.[18] Soldaten! Dienstbereitschaft [0] und Manneszucht unter Ihren bewährten Führern haben bisher dafür gesorgt, daß Deutschland nicht in den Abgrund der Anarchie gestürzt ist. Ich danke dafür Führern und Mannschaften. Nun müssen Sie

das Vaterland auch weiter vor dem Abgrund bewahren. Jetzt in der schlimmsten Not dürfen Sie nicht abspringen. Jetzt im größten Unglück unseres Vaterlandes gilt es, das Höchste zu leisten. Nur wenn wir uns selbst aufgeben, sind wir verloren. Deshalb heißt es die Zähne zusammenzubeißen und noch einmal alles, das Letzte einzusetzen für die Zukunft Deutschlands. Es ist uns nichts erspart geblieben. Dennoch müssen wir auch durch dieses Elend, durch diesen Jammer hindurch, und wir kommen durch, wenn wir nicht kleinmütig werden, wenn wir das Vertrauen zu uns selbst nicht verlieren. So wollen wir uns hier gegenseitig geloben, ich für die Regierung und Sie für sich und Ihre Kameraden, unser Vaterland nicht zu verlassen, sondern auszuhalten. Je größer die Not, desto größer die Pflicht. Aus Not und Elend müssen wir unser Vaterland retten, und zum Zeichen dessen, daß wir ausharren und nicht verzagen, wollen wir gemeinsam ausrufen: „Unser geliebtes deutsches Vaterland lebe hoch, hoch, hoch!“

## 8. MAHNUNG ZUR ZUVERSICHT

Paul von Hindenburg (geb. 1847) war der Generalsstabschef der deutschen Armeen während des Weltkrieges (nachdem er früher, ebenso wie Bismarck, von dem Kaiser entlassen worden war!). Als der Kaiser und Ludendorff bei Ausbruch der Revolution rasch ins Ausland flohen und alles im Stich ließen, blieb Hindenburg auf seinem Posten und leitete mit seinem genialen Feldherrntalent den Rückzug. So wurde er zu einem deutschen Nationalheros.

Er ist der zweite Präsident der deutschen Republik.

Wir waren am Ende! Unsere Aufgabe war es nunmehr, das Dasein der übriggebliebenen Kräfte unseres Heeres für den spätern Aufbau des Vaterlandes zu retten. Die Gegenwart war verloren. So blieb nur die Hoffnung auf die Zukunft.

Ich verstehe den Gedanken an Weltflucht, der sich vieler Offiziere angesichts des Zusammenbruches alles dessen, was ihnen lieb und teuer war, bemächtigte. Die Sehnsucht, „nichts mehr wissen zu wollen" von einer Welt, in der die aufgewühlten Leidenschaften den wahren Wertkern [0] unseres Volkes bis zur Unkenntlichkeit entstellten, ist menschlich begreiflich, und doch — ich muß es offen aussprechen, wie ich denke:

Kameraden der einst so großen, stolzen deutschen Armee! Könntet ihr vom Verzagen sprechen? Denkt an die Männer, die uns vor mehr als hundert Jahren ein innerlich neues Vaterland schufen. Ihre Religion war der Glaube an sich selbst und an die Heiligkeit [15] ihrer Sache. Sie schufen das neue Vaterland, nicht es gründend auf eine uns wesens-

fremde [6] Doktrinwut, sondern es aufbauend auf den Grundlagen freier Entwicklung des einzelnen in dem Rahmen und in der Verpflichtung [14] des Gesamtwohles! Diesen selben Weg wird auch Deutschland wieder gehen, wenn es nur erst einmal wieder zu gehen vermag.

Ich habe die feste Zuversicht, daß auch diesmal, wie in jenen Zeiten, der Zusammenhang mit unserer großen, reichen Vergangenheit gewahrt, und wo er vernichtet wurde, wieder hergestellt wird. Der alte deutsche Geist wird sich wieder durchsetzen, wenn auch erst nach den schwersten Läuterungen in dem Glutofen von Leiden und Leidenschaften. Unsere Gegner kannten die Kraft des Geistes; sie bewunderten und haßten ihn in der Werktätigkeit des Friedens, sie staunten ihn an und fürchteten ihn auf den Schlachtfeldern des großen Krieges. Sie suchten unsere Stärke mit dem leeren Worte „Organisation" ihren Völkern begreiflich zu machen. Den Geist, der sich diese Hülle schuf, in ihr lebte und wirkte, den verschwiegen sie ihnen. Mit diesem Geiste und in ihm wollen wir aber aufs neue mutvoll wieder aufbauen. Deutschland, das Aufnahme- und Ausstrahlungszentrum so vieler unerschöpflicher Werte menschlicher Zivilisation und Kultur, wird so lange nicht zugrunde gehen, als es den Glauben behält an seine große weltgeschichtliche Sendung. Ich habe das sichere Vertrauen, daß es der Gedankentiefe und der Gedankenstärke der Besten unseres Vaterlandes gelingen wird, neue Ideen mit den kostbarsten Schätzen der früheren Zeit zu verschmelzen und aus ihnen vereint dauernde Werte zu prägen, zum Heile unseres Vaterlandes.

Das ist die felsenfeste Überzeugung, mit der ich die blutige Walstatt[12] des Völkerkampfes verließ. Ich habe das Heldenringen meines Vaterlandes gesehen und glaube nie und nimmermehr, daß es sein Todesringen gewesen ist. Man hat mir die Frage gestellt, worauf ich in den schwersten Stunden des Krieges meine Hoffnung auf unseren Endsieg stützte. Ich konnte nur auf meinen Glauben an die Gerechtigkeit unserer Sache, auf mein Vertrauen zu Vaterland und Heer hinweisen.

Die ernsten Stunden dieses jahrelangen Kampfes und seiner Folgezeit bestand ich in Gedanken und Gefühlen, für die ich nirgends einen besseren Ausdruck finde als in den Worten, die der nachmalige preußische Kriegsminister, Generalfeldmarschall Hermann v. Boyen, im Jahre 1811, inmitten der größten politischen und militärischen Nöte unseres geknechteten Heimatlandes, an seinen König schrieb:

„Ich übersehe das Gefahrvolle unserer Lage keineswegs, aber da, wo nur zwischen Unterjochung oder Ehre zu wählen sein dürfte, da gibt mir die Religion Kraft, alles das zu tun, was das Recht und die Pflicht fordert.

„Niemals kann der Mensch mit Gewißheit[16] den Ausgang eines begonnenen Unternehmens vorhersehen, aber der, der nach höherer Überzeugung nur seinen Pflichten lebt, trägt einen Schild um sich, der in jeder Lage des Lebens, es komme auch, wie es wolle, ihm Beruhigung[14] gibt und auch oft selbst zu einem glücklichen Ausgang führt.“

Ist erst der nationale Gedanke, das nationale Bewußtsein wiedererstanden, dann werden für uns aus dem großen Kriege, sowie auch aus dem bitteren Ernst der jetzigen Tage sittlich

wertvolle Früchte reifen. Das Blut aller derer, die im Glauben an Deutschlands Größe gefallen sind, ist dann nicht vergeblich geflossen.

In dieser Zuversicht lege ich die Feder aus der Hand und baue fest auf dich — du deutsche Jugend!

Paul von Hindenburg.

Los Angeles, Kal., 28. August 1922.

... Freilich, das deutsche Volk hat eine besondere Schwierigkeit, eine besondere Belastung. Das ist die, daß es inmitten Europas liegt, rund umgeben von andern Völkern, Das war seine Not, seine Mühe, und ist das Wesen seiner innern und äußern Geschichte gewesen. Aber diese seine besondere Not und seine daher bedingte ganze Geschichte ist zugleich die Schule zu seiner besonderen und großen Aufgabe, seinem großen Auftrag gewesen, nämlich dem, einstmals die Völker Europas zu vereinen, nicht durch das Schwert, sondern durch die Kräfte seines Geistes und seiner Wirtschaft. Zu einem größeren Beruf gehört eine schwerere Schule. Wir sollten das Klagen lassen, als wenn das Schicksal besonders grausam mit uns wäre. Wir sollten nach jener großen Aufgabe hinsehen und an ihr arbeiten ...

Gustav Frenssen. (Briefe aus Amerika.)

# III

# Von den modernen Strömungen in der Geisteswissenschaft

## 9. GEIST UND TECHNIK

(Aus: Emil Ermatinger, „Geist und Technik," Aufsatz in den „Annalen, eine schweizerische Monatsschrift," 1. Jahr, Heft 9, 1927. Verlag der Münster Presse, Horgen/Zürich, Leipzig, Seite 645–647.)

Emil Ermatinger (geb. 1873), Professor an der Universität Zürich, ist der erste Vertreter der Germanistik in der deutschsprechenden Schweiz.

Eins seiner zahlreichen literarhistorischen Werke ist die Geschichte der deutschen Lyrik seit Herder, 2. Aufl. 1925.

Sein letztes Werk „Krisen und Probleme der neueren deutschen Dichtung" (1928) behandelt auch die gegenwärtige Lage der deutschen Literaturwissenschaft.[4]

Wenn man die gewaltige Entwicklung und Ausbreitung [14] des technischen Denkens und der technischen Leistungen [14] als den Hauptfeind der inneren, wahrhaft geistigen Bildung betrachtet, ja darin die Grundursache [13] der Verödung [18] der freien Schöpferkraft sieht, so macht man sich einer falschen Fragestellung [14] schuldig.

Denn es ist doch tatsächlich so: die Technik ist nicht der Gegensatz zum frei geistigen Schaffen, sondern sie ist seine letzte Phase. Alle Entwicklung im geschichtlichen Leben läuft über sechs Stufen: Bedürfnis, Sehnsucht, Idee, Begriff, Tat, Werk. Es ist stets ein Weg von innen nach außen, aus dem Dunkeln ins Helle, aus dem Triebhaften [5] ins Bewußte, aus dem Wünschen ins Können.

Wer die neuere Geistesgeschichte [4] Europas auch nur oberflächlich kennt, weiß, wie zu bestimmter Zeit Wünsche auftauchen, die aus Bedürfnissen heraus schon vorher triebartig [5] im Volke lebten, wie sie sich zuerst mit wunderbar-magischen

Gewändern drapieren, dann, indem der wissenschaftliche Verstand sich der in ihnen gestellten Aufgaben bemächtigt, ein nüchtern mathematisches Aussehen gewinnen, bis sie schließlich aus luftigen Geistgespinsten zu Wirklichkeiten werden.

Wie lehrreich ist für diesen Weg der Faustmythos des alten Volksbuches! Faust rühmt sich fliegen zu können. Er zaubert die Gestalten längst Verstorbener vor die Augen seines verblüfften Publikums. Er macht die Grenzen von Raum und Zeit zu nichte. Er will „alle Gründ' am Himmel und Erden erforschen." Und so weiter. Wie vieles von dem, was als phantastischer Wunsch oder als Prahlerei [17] in ihm ist, hat die Technik heute zur Wirklichkeit gemacht! Und das alte Geheimnis von dem Stein der Weisen — wieviel hat die moderne Wissenschaft davon schon aufgeblättert! Wenn man an Kino, Radio, telegraphische Bildübertragung [14] usw. denkt, so ist es wie die Entfaltung [14] eines verborgenen Pflanzenkeimes in Dutzende von sichtbaren Ästen, Zweigen, Blättern und Früchten. In Wahrheit: die Werke der Technik sind auf dem gleichen Baume gewachsen, der die Werke des Geistes getragen, und es geht ein Faden steten Wachstums von dem einen zum andern.

Der Geist ist der Anfang der Technik, die Technik das Ende des Geistes. Geist heißt Aufgabe, Technik Lösung.[14]

Man stelle sich vor, wie verschieden die Wirkung [14] des geistigen und des technischen Gebildes im Dienst des Menschen ist! Die Wirkung des geistigen Werkes ist nicht an Ort und Zeit gebunden, unabhängig von den Zuständen und Schöpfungen [14] der Zivilisation. Ein platonischer Dialog,

Emil Ermatinger
M. Schwarzkopf, Zürich.

H. A. Korff

eine Tragödie des Äschylos, ein biblischer Psalm entzücken uns heute, erschüttern uns, obgleich Plato, Äschylos oder der Dichter der Psalmen keine elektrische Straßenbahn und keinen Fernsprecher kannten und in wirtschaftlich und klimatisch völlig andern Verhältnissen lebten als wir. Es fällt uns gar nicht ein, nach solchen Dingen zu fragen, wenn es sich um höchste Werte der Schönheit und des Gedankens handelt. Denn sie sind dem Begriff der Zeit als eines Zerstörenden und Begrenzenden mit dem geistigen Inhalt ihres Wesens [6] nicht unterworfen. Soweit sie der materiellen Welt angehören, können sie zerstört werden, eine Zeitlang, über Jahrhunderte oder Jahrtausende, vom Sande des Vergessens überdeckt, schlummern; aber wenn der Sand abgeweht oder fortgeschaufelt ist, stehen sie in alter Schönheit da und üben neue Wirkung auf das späte Geschlecht.

Das technische Werk aber dient nur dem praktischen Bedürfnis des Tages und des Ortes, wo es steht. Es entfesselt die Spannung des Publikums in einem Maße, wie es kaum je ein geistiges Werk getan: eine neue Flugleistung [14] entzündet heute in einem Augenblick die Phantasie von so viel Millionen Köpfen, wie sie sich in einem Jahrhundert nicht um den Goetheschen Faust gekümmert haben. Ja, sogar ein bloßer Sportsmensch wird zu einer Sensation, wie sie die gewaltigste wissenschaftliche Tat niemals werden kann. Dafür aber leben diese Sensationen auch nur einen Tag. Die bedeutendste technische Erfindung, wenn sie gemacht ist, wenn sie in unseren Dienst getreten ist, interessiert uns eigentlich nicht mehr. Wir nehmen sie als etwas Selbstverständliches hin, auf dessen Besitz und Benützung [14] wir ein göttliches

Recht haben. Wer denkt, wenn er den Fernsprecher am Ohr hat, daß etwas geschieht, das ein nicht kleineres Wunder ist als irgend ein Wunder der Bibel? Wer spricht noch von dem Sportshelden, wenn sein Sieg eine Woche alt ist? Die Schallstärke [0] der Sendestation steht stets in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer Dauer. Und es ist gut so. Das Leben sorgt immer wieder für Gerechtigkeit.

## 10. LEGENDE

(Aus: Ernst Bertram, „Nietzsche." Verlag Georg Bondi, Berlin 1918, Seite 6–8, gekürzt.)

Ernst Bertram (geb. 1884) hat mit seinem Buch über Nietzsche ein Werk geschrieben, das in der Anlage dem Werke Gundolfs über Goethe ganz ähnlich ist. Der Gedanke, daß alle Geschichtsüberlieferung nur relativ wahr sei, ist in dem Einleitungskapitel so deutlich und überzeugend ausgesprochen, daß Bertram heut stets zitiert wird, wo es sich um Besprechung [14] der relativistischen Geschichtsauffassung [14] handelt.*

Bertrams Sprache, tiefsinnig, schwer und von mystischer Schönheit, ist von George entscheidend beeinflußt.

(1922 veröffentlichte Bertram „Rheingenius und génie du Rhin"; 1927 „Der Rhein, ein Gedenkbuch.")

Alles ist ein Mythos, was wir vom Wesen [6] der Menschen aussagen können, deren Gedächtnis auf die Lebenden gekommen ist. Ein Mythos ist jeder Verstorbene schon — „alle Toten werden Götter" drückt der japanische Gedanke das kultisch aus.

Die kurze Bahn der Namenlosen verlischt mit dem Gedächtnis des letzten Enkels. Sokrates und Christ, Homer und Shakespeare, Caesar und Napoleon haben Umlaufszeiten [0]

* Man vergleiche mit Bertrams „Legende" die Einleitung Werfels zu seinem „Verdi," in der folgende Sätze stehen: „das genaueste biographische Material eines Lebens, alle Tatsachen und Widersprüche, Deutungen und Analysen sind die Wahrheit noch nicht. Wir müssen sie aus ihnen gewinnen, ja sie erst erschaffen die reinere eigentliche mythische Wahrheit, die Sage von einem Menschen." Verdi selbst bekennt sich zu ihr, wenn er in einem Brief das Geheimnis der Kunst in folgende herrliche Formel faßt: Die Wahrheit nachbilden mag gut sein, aber die Wahrheit erfinden ist besser, viel besser.

ihres Gestirns, das der Länge der Lebensdauer des menschlichen Geschlechts gleichzukommen scheint. Ihr Mythos stirbt nicht. Kein einzelner kann und wird jemals ihre Legende, den vollendeten Mythos ihres Wesens zu Ende dichten. Fragmente zu ihrer großen säkularen Mythologie zu geben, ist alles, was dem einzelnen oder einer einzelnen Generation gegönnt ist.

Der Mythos des letzten großen Deutschen, Nietzsche, ist noch immer in seinem Beginn. Aber schon hat er die ersten Wandlungsformen [10] hinter sich: die Stadien der unbedingten Vergötterung,[14] des fanatischen Hasses, der Mode wie der Verachtung liegen hinter uns. Immer deutlicher werden Züge, die dem Nietzschebild der neunziger Jahre ganz fremd sind. Andere Züge verblassen [18] zusehends. Sein Antlitz schimmert zuweilen ungewiß im Licht eines Übergangs. Noch immer sind wir wohl zu nahe, um den Höhenmaßstab [0] für eine so fremdartige Gestalt — eine namentlich unter Deutschen zunächst so fremdartig scheinende Gestalt — im Vergleiche zu ihren unmittelbaren Vorgängern festzulegen.

Aber der tiefe Eindruck des Erlebnisses Nietzsche scheint deshalb so stark zu sein, weil dieser Mann mit seltener Reinheit das Seelengeschick seines Jahrhundertaugenblicks [0] verkörperte [18] und verdeutlichte,[18] weil er die Unheilbarkeit [15] seines Jahrhunderts zugleich war und sah, bekämpfte und erlitt. Wie sein Jahrhundert, war Nietzsche im Zeichen der Wage * geboren, jener Wage eines gefährlichen Vielleicht, und im gegenwärtigen Moment seines Mythos sehen wir

* Das Sternbild der Wage ist das Symbol des Schwankenden, des Nicht-Absoluten, des Relativen, des „Vielleicht."

Nietzsche als den echtesten Repräsentanten dieses gefährlichen Vielleicht. Wir erleben ihn, wie er den Romantiker erlebt hat: als den „typischen Zweideutigen"; wir sehen ihn, wie er den platonischen Sokrates gesehen hat: als „im eigentlichen Sinne eine Karikatur, weil überladen mit Eigenschaften, die nie in einer Person zusammensein können." Er ist uns das große typische Phänomen der Grenze geworden, die jüngste historische Verkörperung des Zweiseelenmannes. Es scheint uns, als nehme die ganze Entwicklung des Nietzschebildes den Verlauf zu einem Mythos des gläubigen Zweiflers, zu einer Legende des gottsuchenden Lästerers.

## 11. ÜBER NEUERE LITERATURWISSENSCHAFT

(Aus: Julius Petersen, „Die Wesensbestimmung der deutschen Romantik," Verlag Quelle und Meyer, Leipzig 1926, Seite 1/3.)

Julius Petersen (geb. 1878) Germanist an der Universität Berlin, Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften, Präsident der Goethe-Gesellschaft, (1912, Professor in Yale) zeichnet sich durch seltene Vielseitigkeit des Wissens aus. Seine zahlreichen literarhistorischen Forschungen sind äußerst scharfsinnig. Seine Kritik ist vorsichtig und vornehm. Er hat Fragen aus fast allen Epochen der deutschen Literatur behandelt; Klassik, Romantik und die Geschichte des deutschen Theaters und Dramas sind seine Spezialgebiete.

Außerdem ist er kritischer Herausgeber von Werken Lessings, Goethes, Schillers, Heines u.a.

Fast könnte es scheinen, als ob das Verhältnis [8] der deutschen Literaturgeschichte zur deutschen Literatur in seinem Schwerpunkt jeweils durch den Abstand eines Jahrhunderts bestimmt sei. Als in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die erste große Gesamtdarstellung der deutschen Nationalliteratur durch Gervinus* vorlag, war herauszufühlen, daß die ganze Sympathie des Verfassers bei dem Kämpfer und Gesinnungshelden [0] Lessing lag; und Lessing war damals der einzige deutsche Dichter, dessen Schaffen und Persönlichkeit in vollem Umfange vor der Öffentlichkeit sich ausbreitete. Als vier Jahrzehnte später Wilhelm Scherer † seine Geschichte der deutschen Literatur schrieb, gipfelte in Goethes Dichtung Ziel und Höhepunkt der Darstellung. Goethes autobiographische Methode konnte als Muster literarhistorischer Darstellung gelten; sein offen daliegender Werdegang schien alle Geheimnisse genialer Schöpferkraft

* 1805–1871. † 1841–1886.

zu enträtseln; in seiner allumfassenden [0] Menschlichkeit und seinem Universalismus war die Verknüpfung [14] der Literaturgeschichte mit anderen Wissenschaften bedingt [0]: die Bearbeitung seines fast unerschöpflichen Nachlasses gab Gelegenheit zur Erprobung aller wissenschaftlichen Methoden; die Herausgabe seiner Werke nahm eine ganze Generation von Forschern in Anspruch. So stand die deutsche Literaturgeschichte bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts im Zeichen der Goetheforschung.

Nun ist es anders geworden. Schon bekommen wir zu hören, daß Herder * und Görres, † nicht Goethe, die beiden Eckpfeiler der deutschen Kultur seien. Und fragen wir nach den bevorzugten Gebieten der Forschung, so hat seit der Jahrhundertwende die Beschäftigung mit der Romantik ein derart erdrückendes Übergewicht gewonnen, daß die heutige Literaturgeschichte beinahe mit Romantikforschung gleichgesetzt werden kann, und daß sie damit eigentlich aufhört, Dichtungsgeschichte zu sein, vielmehr in Geistesgeschichte [4] übergeht. Denn die romantische Dichtung ist weniger als jede andere von der gesamten geistigen Lage der Zeit zu trennen.

Diese Hinneigung [5] ist natürlich nicht äußerlich als Parallele zu der vor hundert Jahren vollzogenen Entwicklung zu erklären und ist nicht etwa durch den Abstand, der mit der Zeit gewonnen wurde, veranlaßt, sondern sie ist das Ergebnis [8] einer inneren Wandlung, die mit dem, was vor einem Jahrhundert vorging, manche Gleichheit [16] hat. Als um die Jahrhundertwende Verständnis [8] und Liebe für die

* 1744–1803. † 1776–1848.

deutsche Romantik neu erwachten, geschah es in Gegenwirkung gegen den lastenden Druck des Naturalismus. Als d'Annunzio, Maeterlinck, Dowson, Stefan George, Hofmannsthal, Verwey auftraten, schien eine neue romantische Welle ganz Europa emporzuheben. Inzwischen ist ein Vierteljahrhundert vergangen. Der Mensch von heute darf schwerlich als Romantiker bezeichnet werden. Aber mehr noch vielleicht als damals fühlt er in seinem Antiintellektualismus, in seinem Gegensatz gegen Rationalismus, Mechanismus und Materialisums, in seinem religiösen und metaphysischen Drang nach ewigen Werten und in seinem Streben, die Dinge von innen zu sehen, eine Wahlverwandtschaft, die ihn zur alten Romantik treibt.[5]

## 12. AUS DER GOETHE-BIOGRAPHIE GUNDOLFS

(Friedrich Gundolf, „Goethe." Verlag Georg Bondi, Berlin 1918. Seite 31/32.)

Friedrich Gundolf, Pseudonym für Gundelfinger (geb. 1880), Literarhistoriker an der Universität Heidelberg, der eigentliche Begründer der modernen Biographie, hat eine kaum zu überschätzende Wirkung auf die Germanistik ausgeübt. Sein „Goethe" hatte ebenso wie Spenglers „Untergang des Abendlandes" einen Erfolg, wie er wissenschaftlichen Büchern nur ganz selten beschieden ist.

Auch Gundolf gehört zu dem Kreise Georges. Seine Sprache ist künstlerisch schön und durchaus verschieden von der meist sehr trocknen Gelehrtensprache.

Hauptwerke Gundolfs: Shakespeare und der deutsche Geist. Stefan George. Heinrich von Kleist. Martin Opitz. Caesar. Neue Übersetzung sämtlicher Werke Shakespeares.

Eh ein Mensch erleben kann, muß er sein, und dieses Sein ist ein nicht weiter aufzulösendes „Urphänomen." [13] Was bekam das Geschöpf, das am 28. August 1749 in Frankfurt dem Rat Goethe von seiner Frau Elisabeth geboren wurde, von vornherein von der Natur mit, als einfach Hinzunehmendes — außer dem, was alle kleinen Kinder mitbekommen? Was ist an diesem von außen her noch unbeeinflußten nackten Geschöpf das Früheste, das wir als angeboren Goethisch, als ein zugleich unterscheidendes und ursprüngliches [13] Merkmal eben dieses Wesens [6] anerkennen dürfen? Gehen wir zu den frühesten Berichten zurück und wählen nur die bezeichnenden aus, unter Auslassung [14] dessen, was der junge Goethe mit andern Menschenkindern notwendig teilte . . . der größte wie der kleinste Mensch muß essen, trinken und schlafen, so

wird Goethe gleich andern als Kind geschrien haben und kindische Dinge begangen haben, wie z. B. das Hinauswerfen der Teller aus dem Fenster auf die Ermunterung [14] von Frankfurter Schälken — dessen wir uns aus Dichtung und Wahrheit entsinnen. So reizvoll und lebendig diese Geschichte an sich zu erzählen und erzählt ist, so bedurfte es doch nicht des Kindes Goethe dazu, dergleichen zu tun. So lassen wir auch die Schreib- und Sprachübungen des Knaben Goethe beiseite. Sie überschreiten den Bereich einer sorgfältigen Erziehung nicht, wie man sie damals vornehmeren Bürgerkindern angedeihen ließ, und zeigen Goethe als ein begabtes und geweckte, auch gewissenhaftes Kind, das unter zwanzig seinesgleichen immer einen der ersten Plätze zu behaupten wußte. Doch all das verrät nichts spezifisch Goethisches — läßt nicht einen notwendigen inneren Zusammenhang ahnen zwischen dem Kinde und dem Genius, zeigt nichts von dem einmaligen Dämon * Goethes, der ihm angeboren war und von der Wiege bis zum Grab dieses einzigen Menschen Schicksal und Wesen abhob vom Wesen und Schicksal aller anderen.

Die Auswahl zu treffen zwischen bezeichnenden und unbezeichnenden Überlieferungen [14] ist für den Historiker so wichtig wie die zwischen echten und falschen. Wo die Überlieferung dünn fließt, wie z. B. zur Biographie Shakespeares oder Dantes, wird man freilich versucht sein, die zufällig erhaltenen Dokumente, und seien sie so gleichgültigen Inhalts wie die Prozeßakten, worin Shakespeares Namen vorkommt, so lange zu pressen und zu drehen, bis sie doch etwas Bezeichnendes zu

* „Dämon" ist hier in der alten griechischen Bedeutung gebraucht: das Schicksalhafte, Unkontrollierbare, Göttliche des Charakters.

ergeben scheinen. Wo die Überlieferung so überreichlich strömt wie zur Goethe-Biographie ist die strenge Sichtung [14] zwischen Wesentlichem [6] und Unwesentlichem unabweisbare Pflicht. Wir haben nun schon aus Goethes frühester Jugend, unter vielem Belanglosen, mehrere Zeugnisse,[8] welche in kindlicher Form einige Grundeigenschaften [7] des eigentümlich Goethischen Gepräges [11] verraten, Ureigenschaften,[13] noch durch keine Bildung getrübt und abgebogen, Züge die seiner angeborenen inneren Struktur angehören und die uns deshalb wertvoll sind, weil wir hier einen festen Punkt in der Nähe des Zentrums dieser Kräftekugel haben und den Weg der Ausstrahlungen [14] und Umwandlungen [10] von möglichst weit innen her verfolgen können.

Jene ersten Zeugnisse rühren allerdings von der zweideutigen Bettina her, aus ihrem zweideutigen Buch „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde." Es ist ihr zuzutrauen, daß sie die bewußten Anekdoten, wenn nicht symbolisch erfunden, so doch zurecht stilisiert hat. Sie will sie von Goethes Mutter gehört haben und tat jedenfalls aus ihrer Kenntnis des späteren Goethe einiges Aufschönende [0] dazu. Aber trotzdem überschreiten die Anekdoten nicht den Bereich des Wahrscheinlichen, und wir haben kein Recht sie ohne weiteres abzuweisen — sie sind als Fakta ebenso kindlich als sie Goethisch sind, und ebenso natürlich als dämonisch . . . und das Zusammentreffen dieser Eigentümlichkeiten,[7] die der schriftstellernden Bettina fehlten, scheinen mir ihren echten faktischen Kern zu verbürgen.[18]

Die erste lautet: „Er spielte nicht gern mit kleinen Kindern, sie mußten denn * sehr schön sein. In einer Gesell-

* Unless (*rare*).

schaft fing er plötzlich an zu weinen und schrie, das schwarze Kind soll hinaus, das kann ich nicht leiden . . . er hörte auch nicht auf mit Weinen, bis er nach Hause kam, wo ihn die Mutter befragte über die Unart. Er konnte sich nicht trösten über des Kindes Häßlichkeit.[15] Damals war er drei Jahre alt."

Wenn dieser Bericht wahr ist oder Wahrheit enthält, so hätten wir hier die erste dumpfe Bezeugung [11] von Goethes eingebornem Bildnertrieb,[5] der sich als Schönheitssinn zunächst nur durch Reaktion äußern konnte. Es ist derselbe Zug, der dem reifen Goethe alles Karikaturenwesen [6] so unleidlich machte, daß ihm eine Verzerrung [18] oder Verkrüppelung physische Übelkeiten bereitete, daß ihn ein Fleck oder ein Knick auf seinen Kunstblättern empören konnte. Wir haben es hier mit einer ersten Goethischen Ureigenschaft zu tun, die ihn selbst bestimmte, wie sie auf die begegnende Umwelt durch Aneignung [14] und Ausscheidung [14] später wirken mußte.

## 13. DIE AMERIKANISCHE SCHULORGANISATION ALS VORBILD FÜR DEUTSCHLAND

(Aus: Georg Kerschensteiner „Der Begriff der staatsbürgerlichen[0] Erziehung." Verlag B. G. Teubner, Leipzig und Berlin, 5. Auflage 1923. Seite 136–140.)

Georg Kerschensteiner (geb. 1854), der 1895 zum Stadtschulrat Münchens berufen wurde, ist einer der ersten Schulmänner Deutschlands. Es gibt eine Kerschensteiner-Medaille, die für besondere Verdienste um die deutsche Pädagogik verliehen wird.

Kerschensteiners Einfluß auf die praktische Gestaltung[14] der deutschen Schule (vor allem der Volksschule und der Fortbildungsschule) ist tiefer als die Wirkung des mehr theoretischen Berliner Pädagogen Spranger.

Kerschensteiners Organisation des Münchener Schulwesens beruht auf dem modernen Grundsatz der Selbsttätigkeit des Schülers. ("Begriff der Arbeitsschule" 6. Auflage 1925)

Kerschensteiner kennt die amerikanische Erziehungstheorie und -praxis aus eigener Anschauung, betrachtet vieles davon als vorbildlich für Deutschland und hält darüber regelmäßig Vorlesungen an der Münchener Universität.

In Neuyork gibt es eine Anzahl von Schulen, in welchen Knaben und Mädchen ihre eigenen Gerichtshöfe gebildet haben und mit diesen die Schulzucht handhaben. Zwei solche Gerichtshöfe, einer für Knaben und einer für Mädchen, finden sich zum Beispiel an der 110. public school an der Kreuzung[14] der Cannon- und Broome-Street. Der Knabengerichtshof besteht aus zehn Mitgliedern, deren jedes seine besonderen Aufgaben oder Berichterstattungen[14] hat. Unter ihnen befindet sich natürlich der vorsitzende Richter, zwei Hilfsrichter, ein Rechtsanwalt und ein Verteidiger. Dieser Gerichtshof regiert die Schule vom Kellergeschoß bis

zum Dachboden. Er hat alle Fragen der Schulzucht, die Fragen des verspäteten Schulbesuches und unentschuldigten Fernbleibens zu beurteilen. Die Lehrer wohnen den Verhandlungen bei, aber sie haben nur Besuchsrecht und werden auch als Besucher behandelt. Der Boy's court hat auch verwaltungsmäßige und andere Angelegenheiten zu beurteilen. Er beruht auf einer Verfassung, die von den „Bürgern," das ist gewissen Knaben der Schule, gegeben und in einer „charter" niedergelegt ist. Nicht alle Schüler der Schule sind „Bürger" im Sinne dieser Verfassung. Das Bürgerrecht ist nur derjenigen Klasse oder demjenigen einzelnen gewährt, welcher eine Prüfung über Regierungsangelegenheiten des kleinen Staates bestanden hat. Die Bürger sind zugleich Beschützer der kleineren Schüler, die nicht Bürger sein können, und haben Stimmrecht in den Versammlungen. Dieses Stimmrecht ist so hoch geschätzt, daß der Verlust desselben die größte Strafe ist. Der Vater eines Knaben, der ein bekannter Anarchist war, widersetzte sich eines Tages dem Schulstaat und erklärte, daß dieser kein Recht hätte, über seinen Sohn zu urteilen. Sofort wurde der Sohn seiner Bürgerrechte enthoben. Aber innerhalb einer Woche kam der Vater und unterwarf sich und seinen Sohn dem Schulstaat, worauf der Knabe sofort wieder in seine vollen Rechte eingesetzt wurde. Ein vernünftiges Mittel, Anarchisten zu belehren! In der Urkunde,[13] welche die Verfassung dieses Schulstaates festlegt, ist als Zweck der Regierung die Aufgabe bezeichnet, die Mitglieder des Staates durch Selbstregierung zum rechten Bürgerberuf zu erziehen. Auch die Pflichten sind in der Urkunde niedergelegt; z. B. „höflich und gütig zu sein gegen

alle"; „alles zu vermeiden, was gegen die Gesetze des Staates oder der Stadt ist oder was die Rechte und das Glück anderer verletzt"; „jeder allgemeinen Versammlung der Schüler anzuwohnen, zur Aufrechterhaltung [14] der Gesetze beizutragen, anderen ein gutes Beispiel zu geben und alles zu tun, was die Wohlfahrt der Schule fördern kann." Nach den Mitteilungen der Leiterin der Schule bestand die Selbstregierung der Schüler seit zehn Jahren und wurde in einer einzigen Klasse begonnen. Der Erfolg war so gut, daß sie sich allmählich ausdehnte und jetzt alle höheren Klassen umfaßt. Die Nachbarschaft der Schule ist eine der dichtbevölkertsten der Welt; sie umfaßt nicht wenige eingewanderte Fremde, welchen Regierung überhaupt nichts anderes bedeutet als Tyrannei. Alle Nationalitäten scharen sich in riesigen Wohngebäuden um die Schule: Russen, Italiener, Deutsche, Iren, Österreicher, Ungarn, Rumänen, Griechen. Das Notwendigste war hier, den Kindern dieser einander gänzlich fremden Rassen ein selbstloses Interesse aneinander zu lehren, von innen heraus Autorität zu entwickeln, statt ihnen Autorität aufzudrücken und den Kindern zu zeigen, daß Ordnung besser ist als Anarchie. In dem Maße, als die Selbstregierung schrittweise sich ausdehnte, wurde jeder Bürger der Lehrer eines neuzugewanderten fremden Kindes. So wuchs der Schulstaat auf einer soliden gesunden Grundlage. Die kleinen Bürger sind gütig zu den kleinen Verbrechern, nur verzichten sie darauf, mit ihnen zu spielen. „Der einzige Weg, auf welchem solch eine Selbstregierung hoffen kann, erfolgreich zu sein," meinte Miss Simson, „ist, daß die Lehrer sich nicht dareinmengen. Sie müssen, äußerlich wenigstens,

diese Regierung nicht beachten. Ich selbst," sagte sie, „habe niemals den Kindern irgend einen Rat gegeben, ausgenommen zu der Zeit, da sie ihre Verfassung (charter) vorbereiteten. Und von dieser Zeit an leben sie genau nach dieser Verfassung, und die ganze Selbstregierung hat die Schule, die einst vor zehn Jahren als die schlechteste in der Stadt galt, zu einer der besten umgewandelt." [10]

Daß übrigens auch in deutschen Volksschulen das Erziehungsmittel des Schülergerichtshofes mit gutem Erfolge durchgeführt werden kann, das hat Rektor Th. Fuhrmann an seiner Schule gezeigt. Ich verweise auf seinen Bericht im Evangelischen Schulblatt 1913, Heft 7, auf den ich durch Försters „Politische Ethik" aufmerksam gemacht wurde. Die Bedeutung von solchen Schülergerichtsverhandlungen ist auch in anderer Hinsicht sehr bemerkenswert. „Wir tun dabei Einblicke in die häuslichen Verhältnisse," sagt er, „in das Leben und Treiben [5] unserer Schüler, die zur Beurteilung [14] der Handlungsweise und des Charakters von hohem Werte sind, ganz abgesehen von dem allgemeinen ethischen Interesse, das sie hervorrufen."

## 14. ÜBER DEN UNTERSCHIED ANTIKER UND ABENDLÄNDISCHER KULTUR

(Aus: Oswald Spengler, „Der Untergang des Abendlandes," Erster Band, Seite 330–332.)

Oswald Spengler (geb. 1880) ist Privatgelehrter in München. Sein großes Werk „Der Untergang des Abendlandes" ist eins der berühmtesten deutschen Bücher, die nach dem Krieg erschienen sind. Der erste Band ist 1926 in englischer Übersetzung in Amerika veröffentlicht worden.

(Vergleiche Einleitung Seite xxvi ff.)

Es war an einer früheren Stelle die Rede von der Sehnsucht der faustischen Seele nach Ruinen und den Zeugnissen einer fernen Vergangenheit, einem Hange,[5] wie er im Sammeln von Altertümern, Handschriften, Münzen, den Pilgerfahrten nach dem Forum Romanum und Pompeji, in Ausgrabungen[14] und philologischen Studien schon zur Zeit Petrarkas zutage tritt. Wann wäre es je einem Griechen eingefallen, sich um die Ruinen von Knossos und Tyrus * zu kümmern? Jeder kannte die Ilias, aber nicht einem kam der Gedanke, den Hügel von Troja aufzugraben. Die Aquädukte der Kampagna, die etruskischen Gräber, die Ruinen von Luxor und Karnak, † zerfallende Burgen am Rhein, der römische Limes, Hersfeld und Paulinzella ‡ werden mit einer geheimen Ehrfurcht vor dem Trümmerhaften erhalten — als Ruinen, denn man hat ein dunkles Gefühl davon, daß bei einem Wiederauf-

* Griechische Altertümer aus homerischer Zeit, auf Kreta und dem Peloponnes.

† Alte ägyptische Ruinen.

‡ Deutsche Ruinen.

bau [0] etwas schwer in Worte zu Fassendes, Unwiederbringliches verloren ginge. Nichts lag dem antiken Menschen ferner als diese Ehrfurcht vor verwitterten [18] Zeugen eines Einst und Ehemals. Man räumte aus den Augen, was nicht mehr von der Gegenwart sprach. Nie wurde das Alte erhalten, weil es alt war. Als die Perser Athen zerstört hatten, warf man Säulen, Statuen, Reliefs, ob zertrümmert oder nicht, von der Akropolis herunter, um von vorn anzufangen, und diese Schutthalde [0] ist unsre reichste Fundgrube für die Kunst des sechsten Jahrhunderts geworden.

Das entsprach dem Stil einer Kultur, welche die Leichenverbrennung zum Symbol erhob und die Bindung des täglichen Lebens an eine Zeitrechnung verschmähte. Wir haben auch hier das Gegenteil gewählt. Die heroische Landschaft im Stile Lorrains ist ohne Ruinen nicht denkbar, und der englische Park mit seinen atmosphärischen Stimmungen, der den französischen um 1750 verdrängte und dessen großgedachte Perspektive zugunsten der empfindsamen „Natur" Addisons und Popes aufgab, fügte noch das Motiv der künstlichen Ruine hinzu, die das Landschaftsbild historisch vertieft. Etwas Bizarreres ist kaum je ersonnen worden. Die ägyptische Kultur restaurierte die Bauten der Frühzeit, aber sie würde niemals den Bau von Ruinen als Symbolen der Vergangenheit gewagt haben. Aber wir lieben eigentlich [7] auch nicht die antike Statue, sondern den antiken Torso. Er hat ein Schicksal gehabt; etwas in die Ferne Weisendes umgibt ihn, und das Auge sucht gern den leeren Raum der fehlenden Glieder mit dem Takt und Rhythmus unsichtbarer Linien zu erfüllen. Eine gute Ergänzung [14] — und der

geheimnisvolle Zauber unendlicher Möglichkeiten ist zu Ende. Ich wage zu behaupten, daß die Reste der antiken Skulptur erst durch diese Transposition ins Musikalische uns näher treten konnten. Die grüne Bronze, der geschwärzte Marmor, die zertrümmerten Glieder einer Figur heben für unser inneres Auge die Schranken von Ort und Zeit auf. Man hat das malerisch genannt — „fertige" Statuen, Bauten, nicht verwilderte Parks sind unmalerisch. Man frage sich, ob der Doryphoros Polyklets, in funkelnder Bronze vor uns stehend, mit Emailaugen und vergoldetem Haar, dieselbe Wirkung tun könnte wie der vom Alter geschwärzte, ob der vatikanische Torso des Herakles nicht seinen mächtigen Eindruck einbüßte, wenn eines Tages die fehlenden Glieder gefunden würden, ob die Türme und Kuppeln unserer alten Städte nicht ihren tiefen metaphysischen Reiz verlören, wenn man sie mit neuem Kupfer beschlüge. Das Alter adelt für uns wie für die Ägypter alle Dinge. Für den antiken Menschen entwertet es sie.

Hiemit hängt endlich die Tatsache zusammen, daß die abendländische Tragödie „historische," nicht etwa nachweisbar wirkliche oder mögliche — das ist nicht der eigentliche Sinn des Wortes — sondern entfernte, patinierte Stoffe aus demselben Gefühl vorzog: daß nämlich ein Ereignis von reinem Augenblicksgehalt,[3] ohne Raum- und Zeitferne, ein antikes tragisches Faktum, ein zeitloser Mythus nicht das ausdrücken könne, was die faustische Seele ausdrücken wollte und mußte. Wir haben also Tragödien der Vergangenheit und Tragödien der Zukunft — zu letzteren, in denen der kommende Mensch Träger eines Schicksals ist, gehören in

THOMAS MANN

GERHART HAUPTMANN
Welzel, Hirschberg

## (a) Naturalismus

### 15. BEIM STRECKENWÄRTER[0]

(Aus: Gerhart Hauptmann „Bahnwärter Thiel" (1887), Verlag S. Fischer. Gesammelte Werke in 6 Bänden. Berlin 1906. Band 2.)

Gerhart Hauptmann (geb. 1862) wird als der größte der lebenden Dichter Deutschlands bezeichnet. Er begründete seinen Ruhm als Dramatiker. (Seine bekanntesten Dramen sind: Vor Sonnenaufgang; Das Friedensfest; Die Weber; Der Biberpelz; Hanneles Himmelfahrt; Die versunkene Glocke; Und Pippa tanzt.)

Sämtliche Werke Hauptmanns sind ins Englische übersetzt.

Über Gerhart Hauptmanns Leben und Werk vgl. Paul Schlenther, Gerhart Hauptmann. Berlin 1912.

Thiel begann wie immer so auch heute damit, das enge, viereckige Steingebauer[0] der Wärterbude[0] auf seine Art für die Nacht herzurichten. Er tat es mechanisch, während sein Geist mit dem Eindruck der letzten Stunden beschäftigt war. Er legte sein Abendbrot auf den schmalen, braun gestrichenen Tisch an einem der beiden schlitzartigen[0] Seitenfenster, von denen aus man die Strecke bequem übersehen konnte. Hierauf entzündete er in dem kleinen rostigen Öfchen ein Feuer und stellte einen Topf kalten Wassers darauf. Nachdem er schließlich noch in die Gerätschaften, Schaufel, Spaten, Schraubstock usw., einige Ordnung gebracht hatte, begab er sich ans Putzen seiner Laterne, die er zugleich mit frischem Petroleum versorgte.

Als dies geschehen war, meldete die Glocke mit drei schrillen Schlägen, die sich wiederholten, daß ein Zug in der Richtung von Breslau her aus der nächstliegenden Station abge-

lassen sei. Ohne die mindeste Hast zu zeigen, blieb Thiel noch eine gute Weile im Innern der Bude, trat endlich, Fahne und Patronentasche in der Hand, langsam ins Freie und bewegte sich träge und schlürfenden Ganges über den schmalen Sandpfad dem etwa zwanzig Schritt entfernten Bahnübergang zu. Seine Barrieren schloß und öffnete Thiel vor und nach jedem Zuge gewissenhaft, obgleich der Weg nur selten von jemand passiert wurde.

Er hatte seine Arbeit beendet und lehnte jetzt wartend an der schwarz-weißen Sperrstange.

Die Strecke schnitt rechts und links gradlinig in den unabsehbaren grünen Forst hinein; zu ihren beiden Seiten stauten die Nadelmassen[0] gleichsam zurück, zwischen sich eine Gasse freilassend, die der rötlichbraune, kiesbestreute[0] Bahndamm ausfüllte. Die schwarzen, parallellaufenden Geleise darauf glichen in ihrer Gesamtheit einer ungeheuren eisernen Netzmasche, deren schmale Strähne sich im äußersten Süden und Norden in einem Punkte des Horizontes zusammenzogen.

Der Wind hatte sich erhoben und trieb leise Wellen den Waldrand hinunter und in die Ferne hinein. Aus den Telegraphenstangen, die die Strecke begleiteten, tönten summende Akkorde. Auf den Drähten, die sich wie das Gewebe einer Riesenspinne von Stange zu Stange fortrankten, klebten in dichten Reihen Scharen zwitschernder Vögel. Ein Specht flog lachend über Thiels Kopf weg, ohne daß er eines Blickes gewürdigt wurde.

Die Sonne, welche soeben unter dem Rande mächtiger Wolken herabging, um in das schwarzgrüne Wipfelmeer zu versinken, goß Ströme von Purpur über den Forst. Die

Säulenarkaden der Kiefernstämme jenseits des Dammes entzündeten sich gleichsam von innen heraus und glühten wie Eisen.

Auch die Geleise begannen zu glühen. Feurigen Schlangen gleich; aber sie erloschen zuerst. Und nun stieg die Glut langsam vom Erdboden in die Höhe, erst die Schäfte der Kiefern, weiter den größten Teil ihrer Kronen in kaltem Verwesungslichte zurücklassend, zuletzt nur noch den äußersten Rand der Wipfel mit einem rötlichen Schimmer streifend. Lautlos und feierlich vollzog sich das erhabene Schauspiel. Der Wärter stand noch immer regungslos an der Barriere. Endlich trat er einen Schritt vor. Ein dunkler Punkt am Horizonte, da wo die Geleise sich trafen, vergrößerte sich. Von Sekunde zu Sekunde wachsend, schien er doch auf einer Stelle zu stehen. Plötzlich bekam er Bewegung und näherte sich. Durch die Geleise ging ein Zittern und Summen, ein rhythmisches Geklirr, ein dumpfes Getöse, das, lauter und lauter werdend, zuletzt den Hufschlägen eines heranbrausenden Reitergeschwaders nicht unähnlich war.

Ein Keuchen und Brausen schwoll stoßweise fernher durch die Luft. Dann plötzlich zerriß die Stille. Ein rasendes Tosen und Toben erfüllte den Raum, die Geleise bogen sich, die Erde zitterte — ein starker Luftdruck — eine Wolke von Staub, Dampf und Qualm, und das schwarze, schnaubende Ungetüm war vorüber. So wie sie anwuchsen, starben nach und nach die Geräusche. Der Dunst verzog sich. Zum Punkte eingeschrumpft, schwand der Zug in der Ferne, und das alte heilige Schweigen schlug über dem Waldwinkel zusammen.

## (b) Impressionismus

## 16. DIE DIENSTBOTEN

(Aus: Peter Altenberg, „Wie ich es sehe." Verlag S. Fischer, Berlin 1898. Seite 71–76.)

Peter Altenberg (1862–1919) gehört nicht zu den Großen. Sein Landsmann, der Wiener Dramatiker Hugo von Hofmannsthal überragt ihn bei weitem. Aber Altenbergs Schreibweise ist so bezeichnend für den impressionistischen Stil, daß wir hier eine Probe geben.

Man beachte die Wiederholung mancher Bilder: der weiße Turm vor blauem Himmel — und der Hof mit den Equipagen.

### DAS KINDERMÄDCHEN

Das Kindermädchen mit den hellblonden seidenen Haaren öffnete die Haustüre. „Oh —," sagte sie, „Niemand ist zu Hause, die gnädige Frau * und der gnädige Herr sind mit dem Bubi ausgefahren."

„Ich werde sie erwarten" sagte der junge Mann.

Er setzte sich in die Küche auf einen Holzsessel.

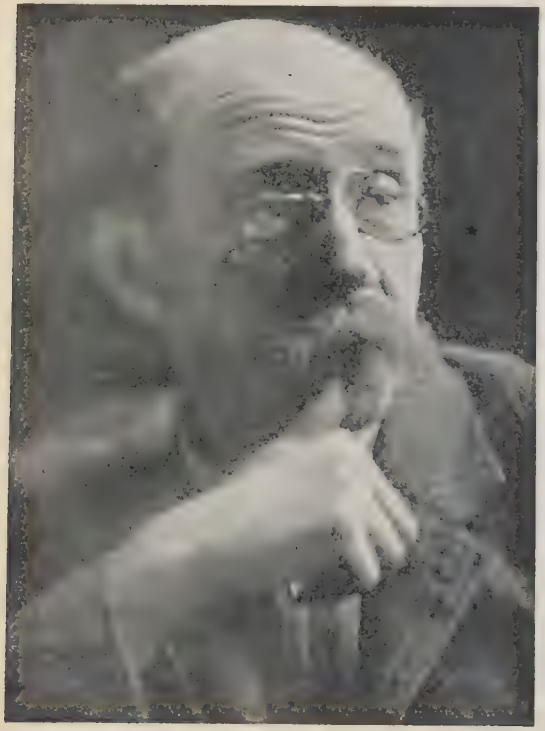
Alles schimmerte, die blaugrauen Kacheln, der dicke Messinghahn der Wasserleitung, der rotbraune Mosaikboden mit den matten weißen und blauen Fleckchen — und die seidenen Haare des Mädchens.

An dem offenen Fenster hingen an Bast gelbgrüne Muskatellertrauben.

Das junge Mädchen stand an die Türe gelehnt.

„Wie war es auf dem Land, Emilie —?!"

* Gnädige Frau = Madam; gnädiger Herr = My Lord, Sir, (nur in Österreich üblich).



Peter Altenberg

Hermann Hesse
Lithographie von Ernst Morgenthaler

Er wußte, daß sie das Landleben liebte und sich hinaussehnte —

Dann sagte er: „Es ist heute ein schöner Herbstabend —!“

„Oh, in der Stadt —?!“ sagte sie.

Es wurde ganz still.

Nur die Wassertropfen an dem glänzenden Messinghahne schlugen auf die Marmorschale auf — plap, plap, plap, plap. . . .

„Haben Sie nie Ausgang?!“ sagte er.

„Wozu?! Zu wem sollte ich geh'n?! Ich habe niemanden —.“

„Sie haben es hier sehr gut,“ sagte er, „Sie haben das Buberl * sehr gern, und Ihre Herrschaft ist edel und gut, besonders die Frau Bankdirektor.“

„Ja,“ sagte sie.

Sie war achtzehn Jahre alt, hatte einen rosigen Teint, eine ideale Gestalt. Alle um sie herum hatten sie lieb, besonders das Buberl, oh, der —! Deshalb, wenn man zu ihr sagte „Sie haben es sehr gut,“ sagte sie „o ja.“

Der junge Mann dachte: „Zehntausend ungeborene Wünsche kreisen in so einem jungen Organismus —!“

Er sagte: „Was machen Sie abends, wenn der Kleine schläft?!“

„Nichts —“ sagte sie.

„Der Kleine schläft doch schon um acht Uhr ein —?!“ sagte er.

Sie schwieg.

Dann sagte sie und senkte die Augen: „Wenn ich die Zei-

* Süddeutsches Diminutiv.

tungen der Herrschaft hätte vom vorigen Tage —! Aber es kostet auch Licht —."

Am nächsten Tage sagte ihre junge Herrin zu ihr: „Emilie, Sie können immer abends die Zeitung in Ihr Zimmer nehmen —. Ich habe einen hohen japanischen Wandschirm gekauft, damit das Buberl nicht vom Lichte Ihrer Lampe gestört werde."

„Meiner Lampe —?!"

„Ja; ich habe Ihnen eine Leselampe gekauft."

„Oh, gnädige Frau —" sagte das junge Mädchen und erbleichte.

Aber der junge Mann von gestern dachte: „Zehntausend ungeborene Wünsche kreisen in so einem jungen Organismus. Bringe einen zur Geburt, zur Erfüllung — und es bleiben nur mehr Neun Tausend Neun Hundert Neun und Neunzig!"

### DAS STUBENMÄDCHEN

Die junge Frau mit den goldbraunen Haaren hatte sie von der Mama übernommen. Unter den wunderschönen Hochzeitsgeschenken war jedenfalls das Wertvollste „Marianne, Stubenmädchen."

„Sie hat schon ihre kleinen Fehler —" sagte die Mama.

Aber sie wußte selbst nicht welche.

Es war mehr so eine Ahnung von der Unvollkommenheit alles Irdischen —. Jedenfalls war es ein Mädchen mit „tiefem Takt," wie der Bruder der jungen Frau sich ausdrückte.

„Sie sieht einem alles an den Augen ab —" sagte einst eine Dame, welche zu Besuch war.

„Sie hat schon ihre kleinen Fehler —“ sagte die Mama.

„Nein, sie hat keine —“ sagte die goldbraune Tochter und machte ein ganz gerührtes Gesicht.

Dieses Mädchen bekam sie als Hochzeitsgeschenk mit.

„Da ist dein Zimmer, Marianne —“ sagte sie und öffnete ein kleines Paradies und lächelte. Sogar Blumen waren darin.

„Oh gnädige Frau —“ sagte das arme Mädchen.

Die Verwandten sagten: „Die ist wie das Kind im Haus —. Aber sie verdient es.“

Marianne war gut, edel, still und fleißig —.

Sie kochte sogar. Aber nur als „Fleißaufgabe.“ *

Hie und da las sie, pflegte ihre Blumen, nähte —.

Oder sie sah in den großen Hof hinab, wo Equipagen gewaschen wurden und hinauf, über die Dächer, wo ein feiner weißer Turm war und der blaue Himmel —.

Im zweiten Jahre dachte die junge goldbraune Frau: „Marianne verändert sich. Sie beginnt zu denken. Kann man davon leben ‚Ich bin wie das Kind im Hause‘?! Sie hat ein liebes kleines Zimmer, guten Lohn, Kleider —. Was ist es?! Wozu ist man geboren?! Wir nützen sie aus! Vielleicht liebt sie meinen Bruder oder einen anderen Feinen, Edelgeborenen —?! Vielleicht weint sie in den Nächten in ihrem kleinen Paradiese. Vielleicht zieht sich ihr Herz zusammen, wenn sie mein Glück sieht, meinen Frieden?!“

Jedenfalls begann Marianne zu denken —.

Sie beneidete einen Menschen — die Friseurin!

„Friseurin sein, frei, selbständig —!“

Sie betrachtete dieses Wesen wie die Göttin der Freiheit —.

* Eine Fleißaufgabe ist eine freiwillige Hausarbeit für die Schule.

Von wo kam sie?! Wohin eilte sie —?!

Sie läutete, stürzte herein, frisierte, erzählte, plauderte ganz familiär, nahm Geld und stürzte ab —.

„Die hat keine Zeit zum Denken —" dachte Marianne.

Wenigstens lag darin das Reizende für sie —.

Es war ein Schwung in diesem Leben, ein Kampf mit der galoppierenden Zeit, mit den mysteriösen Damenhaaren, mit dem Leben —!

Marianne sah in den Hof hinab, wo die Equipagen gewaschen wurden und hinauf, über die Dächer, wo der feine weiße Turm war und der blaue Himmel —.

Eines Tages blieb die Friseurin aus —.

Sie hatte sich aufgerieben, einfach aufgerieben.

Niemand sprach ein Wort darüber —.

Nur die goldbraune Frau sagte noch sanfter als sonst: „Du, Marianne —."

Am nächsten Tag kam eine andere Friseurin.

Sie läutete, stürzte herein, frisierte, erzählte, plauderte ganz familiär, nahm Geld und stürzte ab —.

Marianne sah in den großen Hof hinab, wo die Equipagen gewaschen wurden und hinauf, über die Dächer, wo der feine weiße Turm war und der blaue Himmel —.

Jetzt beneidete sie Niemand mehr —.

„Vielleicht ist das das Glück —" dachte sie.

Eines Tages sagte die goldbraune Frau: „Marianne, mein Bruder hat gesagt, daß niemand die Sachertorte * so machen könne wie Du. Die Glace † sei wie ein Teig —."

Das Glück — das war das Glück!

* Kind of French pastry. † Icing.

## 17. OTTO MACHT SICH FEIN

(Aus: Hans Siemsen, „Paul ist gut, Erlebnisse." Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig 1926. Seite 115–119.)

Hans Siemsen (geb. 1891) hat sich durch seine Novelle „Die Geschichte meines Bruders" in die deutsche Literatur eingeführt. Seine Schlichtheit und herzliche Güte sind außerordentlich gewinnend. Alle seine kleinen „Erlebnisse" haben einen sozialen Zug, der auch am Schluß unsrer Probe deutlich wird.

1924 veröffentlichte Siemsen ein Büchlein über Charlie Chaplin.

Otto ist der Sohn von Herrn Mittwoch. Und Herr Mittwoch ist mein Portier, richtiger: der Portier des Hauses, in dem ich wohne. Otto ist siebzehn oder achtzehn Jahre alt und in seinem Beruf Schlosserlehrling.

Abends um fünf kommt er von seiner Arbeit nach Hause. Und nun fängt eigentlich erst der Hauptteil des Tages für ihn an. Er ißt, wäscht sich und macht sich fein. Essen und Waschen dauert nicht lange. Das „Feinmachen," das ist die Hauptsache.

Von meinem Fenster aus kann ich in Mittwochs Küche sehen. Da ist es aber, Gott sei Dank, so dunkel, daß man niemand erkennen kann, wenn er nicht gerade ans Fenster kommt. Aber Otto kommt ans Fenster. Denn da hat er seinen kleinen Handspiegel kunstvoll befestigt. Und nun kommt er, während er sich fein macht, immer wieder, um zu sehen, wie fein er inzwischen geworden ist.

Erst kommt er und sieht aus, wie eben ein Schlosserlehrling aussieht, der von der Arbeit kommt. Dann geht er und wäscht sich. Und dann kommt er und sieht nach, wie er

aussieht, wenn er sich gewaschen hat. Er hat nun nur noch sehr wenig an und benutzt die Gelegenheit, um auszuprobieren, welche von seinen Krawatten zu diesem Kostüm am besten paßt. Die lila oder die grüne? Die lila paßt am besten. Er legt sie sorgfältig auf die Kommode und sucht nun das schönste von seinen Hemden. Das mit den blauen Streifen? Oder das mit den Hufeisen? Das ist nicht so einfach. Und er verschwindet für einige Zeit im Dunkel des Zimmers.

Wenn er nun wiederkommt, dann hat er schon bedeutend mehr an. Kein Hemd. Sondern eine Unterjacke und ein steifgestärktes Chemisette. Das ist zwar nicht so vornehm wie ein richtiges Oberhemd, aber schöner. Denn es hat zwei Streifen; einen braunen und einen blauen, und zwischen beiden einen weißen. So schön kann ein Oberhemd gar nicht aussehen. Und dann ist es auch nicht so teuer in der Wäsche.

Und nun kommt das Wichtigste: die Frisur. Otto hat zwei Bürsten und einen Kamm. Und dann noch einen Taschenkamm. Und wenn er seine Schlosserwerkzeuge so gut zu gebrauchen versteht wie seine beiden Bürsten und Kämme, dann muß er ein ganz hervorragender Schlosserlehrling sein. Er kämmt und bürstet sich nicht einfach so, wie wir das tun, sondern wie ein Künstler. Er probiert den Scheitel links und dann wieder rechts und dann in der Mitte. Und dann kämmt er das Haar ganz gerade zurück. Und nachdem er sehr viel Wasser dazu gebraucht hat, gefällt ihm das am besten.

Er ist nun so schön geworden, daß er sich selber gar nicht wiedererkennt und immer nochmal in den Spiegel sehen muß.

Und nun noch den schönen weißen Kragen und die lila Krawatte und das bunte Taschentuch in der Brusttasche und den neuen Strohhut! — Wer kennt ihn nun noch wieder? Niemand! Das ist kein Schlosserlehrling mehr, das ist nicht mehr der kleine Otto, das ist — ja, ich weiß gar nicht, wer das ist.

Ob Otto eine Braut hat? Ich weiß es nicht. Aber jeden Abend geht er, wenn er sich fein gemacht hat, aus. Und wenn das jeden Tag geschieht, so könnt ihr euch gar nicht vorstellen, was alles am Sonntag nötig ist, um Otto fein zu machen. Da fängt er schon am Vormittag an — und ist doch eben erst um viere fertig.

Und wenn ich ihm nun sagen würde: „Lieber Otto, wenn du abends um fünf von der Arbeit kommst in deinem blauen Schlosseranzug, mit deinen verarbeiteten, dreckigen Händen, mit deiner kleinen Rowdymütze, unter der dein unfrisierter blonder Schopf hervorguckt, dann siehst du viel netter und viel hübscher und sogar viel nobler aus als mit deiner lila Krawatte, deinem schöngestärkten Chemisette und deinem bunten Taschentuch — wenn ich ihm das sagte, dann würde er mir's nicht glauben. Und Herr und Frau Mittwoch würden es auch nicht glauben. Denn sie lieben ihren Otto und sind stolz auf ihn und auf sein Chemisette und seine lila Krawatte. Und sind sehr davon überzeugt, daß man wohl ein Schlosserlehrling sein darf, aber daß es nicht schön ist, wenn man so aussieht, als wäre man ein Schlosserlehrling. Denn man muß doch etwas auf sich halten! Und Kleider machen Leute.

## 18. HEIMWEH

Aus: Albrecht Schaeffer, „Helianth," Band II, Seite 18–21.)

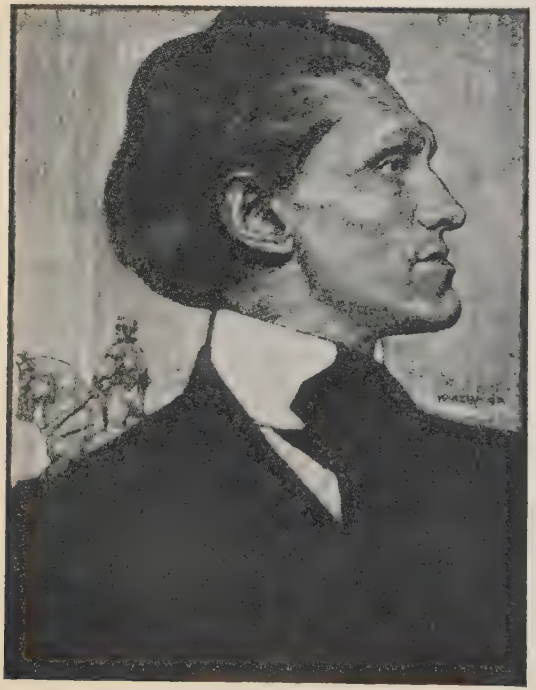
Über Schaeffer vergl. Seite 9.

Der im folgenden abgedruckte Abschnitt gibt Beispiele impressionistischer Technik: einzelne Bilder mit feiner Detail-Beschreibung werden zwanglos, ohne strenge Konsequenz, aneinandergereiht.[0] (Vgl. die Einleitung Seite XXIX f.)

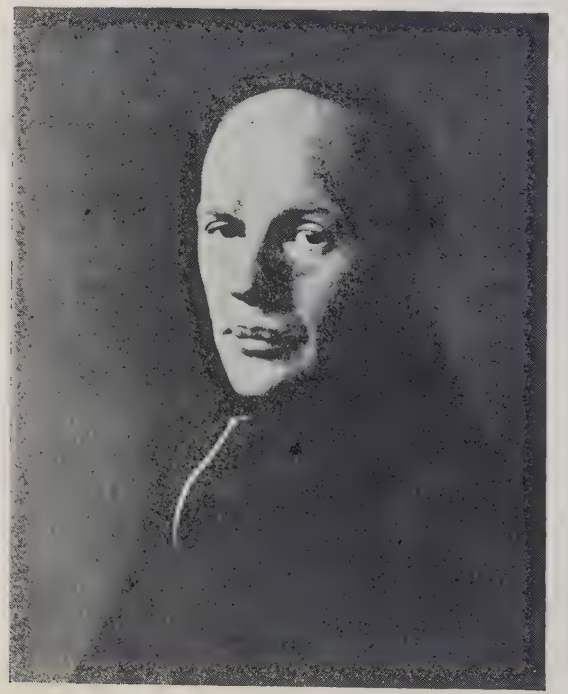
Zur Erklärung der Situation: Georg ist mit seinem Freunde Benno, einem jungen Musiker und Romantiker, an den Englischen Kanal gereist. Die beiden Freunde gehen dort in der Nacht am Ufer des Meeres spazieren und denken an ihre Heimat Deutschland.

Sie betraten den Bretterboden des Pavillons, traten an die hölzerne Brüstung und stützten sich darauf. Alle Hörner der See stießen ihr gewaltiges Gebrüll aus; sich überneigend sah Georg, schaudernd vor der Tiefe, den weißen Gischt, wie er sich wütend aufwarf und zerflog.[0] Da war nun, unsichtbar, unermeßlich nach Westen hin die schwarze bewegliche Meeresebene, meilenweit kalte Wasser, Bergtiefen der Gewässer. Ein, zwei rötliche Lichter in der Ferne schienen eine Küste zu bedeuten, aber es waren Schiffe, in ungeheurer Einsamkeit verlassen durch die schwere See hinstampfend, aber innen in ihnen war es doch wieder warm und hell, waren Tische und Lampen, Keller und Läger voll Geruch von Teer und Waren, Kabinen voll Schlaf . . . Seltsam, diese winzigen, fahrenden Wohn- und Kaufhäuser in der Meeresfinsternis . . .

Georg ließ sich auf die Bank nieder, leise betäubt vom Brausen der Tiefen, Benno blieb am Pfeiler stehn.



Stefan George
Lithographie von Karl Bauer



Albrecht Schaeffer
*(Durch den Insel Verlag, Leipzig)*

„Und die schönsten Dinge, Georg," sagte er plötzlich mit Eifer, „die schönsten Dinge der Welt gibt es doch nur in Deutschland."

„Zähle auf, Benno, zähl auf!"

Benno schöpfte tief Atem.

„Eine deutsche Sommernacht," sagte er.

„Ja, Benno, da hast du recht. „Wenn die Brunnen verschlafen rauschen," * nicht wahr? Und Kornfelder im Mondschein und silberne Ritter von Thoma † auf allen Hügeln, die Wache halten. Oder — nein so, Benno: Eine Mondnacht . . . Ein Stück weißer Straße — und eine weiße Hauswand mit dunklen Fensterscheiben, Gartenmauer, weiß, und darüber die dunklen, schweren Baumwipfel, in denen der Nachtwind rieselt — rieselt —, nun hier — nun da, nun rauschend, nun ganz leise nur — knisternd, daß du fast die einzelnen Blätter sehen kannst, die sich wenden . . ."

„Ja, Georg! ja!"

„Und — kennst du das von Rilke: ‡

Und dann ein Rauschen und ein Ruf der Ronde,[0]
Und eine Weile bleibt das Schweigen leer,
Und eine Geige dann . . .
. . . und sagt ganz langsam: Eine Blonde . . ."

Benno war begeistert. „Eine Blonde!" hauchte er. „Ja, ein blondes deutsches Mädchen, das gehört auch zum Schönsten!"

„Ich will sie dir nicht rauben, deine Blonden," sagte Georg, „aber ich bin nun mal mehr für Dunkel."

* Vers aus einem Gedicht von Eichendorff.

† Deutscher Maler, dessen Bilder sehr typisch deutsch sind.

‡ Vgl. Seite 139.

„Zähle weiter auf, Benno, was gibt es noch?"

„Ach, der Frühling, Georg, einen deutschen Frühling, gibt es den vielleicht in Italien oder in Indien! Wenn die Ebenen noch ganz grau sind und ferne Wälder durchsichtig und kahl, und die Wolken gehen so niedrig und langsam übers Land. Der Wind ist feucht, man riecht die Erde, und irgendwo stehen schon Primeln . . ."

„Ach, wohl, Benno, wohl, und ein deutsches Ährenfeld, du sagtest es schon! Diese Gelbe, und das lange Schwanken der glatten Mauer * und Lerchen im Sommersonntag † und ganz ferne Glocken!"

„Und bist du einmal im Herbst über Land gegangen, Georg —"

„Deutsche Herbstwälder, Benno, mein Gott ja, deutsche Herbstwälder gibt's auch in Griechenland nicht! Goldgelbes Birkenlaub in flammend blauen Lüften . . ."

„Ja, und ich dachte eben an die Ebene. Im September, wenn die weißen Morgennebel alles rings verschließen, und die Sonne bricht nun durch, und auf einmal ist da eine glühende, weiße, beleuchtete Hauswand, dann siehst du das Dach, und nun die Kronen von Obstbäumen, dunkelgrün, triefend naß, nun die roten Flecke der Äpfel, und am Zaun, der auf einmal aus den weißen Tüchern kommt, lehnt vielleicht ein ganz blaues Waschfaß . . ."

„Herbstkräftig," murmelte Georg und fuhr lauter, damit

* This unusual comparison of the border of a cornfield with a "smooth wall" moving in the wind, is characteristic of Schaeffer. See above: alle Hörner der See, etc.

† „im Sommersonntag" is more picturesque and plastic than „am Sommersonntag."

Benno ihn hören könne, fort: „herbstkräftig die gedämpfte * Welt — Im warmen Golde fließen . . .“

„Ach, ja, Georg, und die Dichter, glaubst du denn, daß je irgendwo die Dichter so ihr Land ausgesaugt hätten wie Eichendorff und Lenau, und wie Claudius und George? Wie war doch das noch: „Im Morgentaun [0] — trittst du hervor —.“ Von George, ich weiß es nicht mehr, du lasest es vor . . .“

Georg fuhr leise und seltsam schmerzlich fort:

„Den Kirschenflor
Mit mir zu schaun.
Duft einzuziehn
Des Rasenbeetes . . .
Durch die Natur
Noch nichts gediehn
Von Frucht und Laub.
Rings Blüte nur . . .
Von Süden weht es . . .“

Benno, zu seinem Munde herabgebeugt, wiederholte voll Inbrunst: „Von Süden weht es . . .“ Dann warf er sich mit einem Ruck hoch, trat weg und setzte sich auf die Bank.

„Ja, da sitzen wir nun im atlantischen Kanal in der Nacht und haben Heimweh nach Deutschland. Wenn wir jetzt Wiener wären und an Wien dächten, so würden wir weinen,“ murmelte Georg.

* *Misty, foggy.*

## (c) Expressionismus

## 19. DIE MUTTER

(Aus: Leonhard Frank, „Der Mensch ist gut," Gustav Kiepenheuer, Potsdam o. J., Seite 47–70, gekürzt).

Leonhard Frank (geb. 1882) ist politischer und sozialer Tendenzschriftsteller. Alle seine Romane (Die Räuberbande 1914, Die Ursache 1915, Der Bürger 1924) sind Anklagen gegen die Gesellschaft, die sich auf Besitz, Macht, Gewalt und Autorität gründet.

Die Novellensammlung „Der Mensch ist gut" (geschrieben 1916/17) ist die lauteste Anklage eines Dichters gegen den Krieg. Zugleich ist diese, in Deutschland sehr bekannte, Novellensammlung das typischste Beispiel expressionistischer Prosa.

Ihr Sohn war nicht als Freiwilliger an die Front gefahren.

Wenn die Mutter aus dem Bette stieg, um sechs Uhr morgens, sah sie ihren Sohn. Sah ihn, wenn sie in der noch kalten Küche stand. Sah ihn im Hausflur. In der Holzlage. Im Keller. Auf der Straße. Immer.

Durch ihren Schlaf schreitet der Sohn durch; er marschiert durch. Wird kleiner, nebelig, verschwindet. Und marschiert trotzdem ununterbrochen durch. Durch jeden Schlaf. Durch jede Nacht und jeden Traum.

Sie wischt den Staub von den lackierten Möbeln; der Sohn steht neben ihr; begleitet sie: vom Schrank zur Kommode, vom Bett zum Tisch.

Sie sieht ihn und sich hinauswandern zur Kaserne. Viele junge Männer, noch in Zivilkleidern. Ärmliche Köfferchen und Pappschachteln. Viele Menschen stehen vor der Kasernenhofmauer: Frauen, Kinder, Bräute, Mütter. Machtlos.

Leonhard Frank
*(Durch den Insel Verlag, Leipzig)*

Stefan Zweig
*(Durch den Insel-Verlag, Leipzig)*

Diese entsetzlich kalte, mitleidlose Eisenkonstruktion der Bahnhofshalle. Stumme und weinende Mütter und Frauen. Trockene Gaumen. Zerrissenes Lächeln der jungen Soldaten. Wie Leichen mit Blumen geschmückt: wilde, mit Blumen geschmückte Machtlosigkeit.

Der Zug fährt ab. Er fährt. Fährt. Verschwindet.

Ist verschwunden.

Einsames, furchtbares Nachhausegehen.

Zwischen der Mutter Hand und den Deckel des Kochtopfes schiebt sich die graue Gestalt des Sohnes. Die Überlegung, ob das Gemüse noch etwas Salz brauche, wird zerschnitten vom Sohne, der in den Schützengraben springt. Immer wieder rasend schnell in den Schützengraben springt, aus dem heraus die Bajonette nach ihm stoßen.

Jeder Gedanke wurde vom Denken an ihren Sohn durchschnitten.

Während der Bäcker das Brot für sie einwickelte, entdeckte sie in einer von weißen Schußwölkchen bösartig still belebten, öden Flachlandschaft, die sie nie gesehen hatte, den Sohn, wie er mit der ihm eigenen Handbewegung sich über das rechte Auge streicht.

Und in dem Moment, da sie sagte: „Frisches Brot wäre mir lieber gewesen," streckt der Sohn den Kopf zu weit aus dem Schützengraben heraus.

Entsetzt ließ sie das Brot auf den Ladentisch zurückfallen, presste beide Fäuste an die Wangen und starrte; sieht, wie der feindliche Soldat auf den Kopf des Sohnes zielt.

„Jesus! Kind, wie kannst du mir . . ."

Sohn beugt sich zum Kameraden hinab.

„. . . das antun."

Der feindliche Soldat senkt das Gewehr.

„Morgen gibt es wieder frisches Brot."

Die Mutter verließ die Bäckerei, den Blick stier auf der Szene: der gegenersiche Soldat lugt, das Gewehr wieder schußbereit [0] an der Backe, zum hinabgebeugten Sohn hinüber.

„Wenn er sich jetzt aufrichtet. Mein Gott, wenn er sich aufrichtet! . . . Allmächtiger Gott, lasse den Kameraden eine Geschichte erzählen, damit mein Sohn zuhört, sich nicht aufrichtet. Lasse den Kameraden eine Bitte aussprechen, die mein guter Sohn erfüllen wird, so daß er sich nicht aufrichtet."

Das feindliche Gewehr sinkt.

Da steigt des Sohnes Kopf: das feindliche Gewehr hebt sich zur entsetzlichen Wagerechten.

Ein Schrei der Mutter.

Sie lehnt atmend an der Hausmauer und vernimmt das lautlose Stöhnen, das aufsteigt vom tiefsten Urgrund [13] des Weiblichen, vom mystischen Punkt: Mutterliebe.

Die Mutter hat während der drei Kriegsjahre gelernt, vollkommen lautlos zu stöhnen. Denn würde ihr und aller Mütter Stöhnen Ton, ganz Europa würde Tag und Nacht ununterbrochen klingen von wildklagendem, dumpfem Stöhnen, für das noch keine Sprache Worte gefunden hat.

Über Europa lastet Stille, das qualvollste Leid: das Leid „Machlosigkeit." Furchtbarste Stille, unter der Menschenherzen sich krümmen. Lebendem Wurme am Angelhaken ist kein Ton gegeben.

Und an den Fronten zucken, in geistschänderischem ⁰ Kreise aufgestellt, die Rohrläufe der Geschütze vor, gleiten zurück, zucken vor, zurück, werden heiß: ein Donnerkreis. Kreis von Blut. Zerfetzten Menschenleibern. Losgetrennten Armen, Beinen. Ein Riesen-Kreis-Grab umspannt das stille Europa. Grab-Blut-Geschützdiagonalen durchschneiden es, grenzen stille Leidbezirke ⁰ ab, in denen die Mutter Europas bebend kniet, nicht atmen kann. Denn sie hört den Schuß krachen, sieht die Kugel fliegen, auf den Sohn zu, sieht Milliarden Kugeln fliegen. Denn sie sieht beständig eine Kugel fliegen. Auf den Sohn zu.

Das Herz tut ihr weh. Tag und Nacht. Schon drei Jahre lang. Drei Ewigkeiten.

Die Mutter — ein wandelndes, verzerrtes Herz, das Antlitz, Gehirn und Augen bekommen hatte, die kopflose Mutter, die nur noch mit dem Herzen dachte und sah, deren Gefühl die Last, die Angst, die Schmerzen, das Leid, den Jammer ganz Europas trug, die europäische Mutter eilte, das Brot gegen ihre Brust gedrückt, nach Hause, den Feldpostbrief zu erwarten, der mit der nächsten Post in der verdüsterten Vorstadtwohnung eintreffen konnte.

Sie eilte. Ihre Gedanken, alle vom Herzen gedacht, eilen voraus: sehen den Briefträger.

Der winkt. „Ich habe etwas für Sie," sucht, reicht ihr einen Brief. „Halt noch etwas." Reicht ihr noch zwei. Noch fünf. Reicht ihr eine Handvoll Briefe. Alle sind vom Sohne. Sie rennt mit den Briefen die Treppe hinauf.

Und biegt in die leere Gasse ein. Blickt: „Kein Briefträger."

Während sie die Treppe hinaufsteigt, sieht sie den Sohn, wie er vor dem Leutnant steht.

Der sagt: „Wenn ich noch einmal bemerke, daß Sie absichtlich nicht schießen, melde ich Sie. Dann werden Sie erschossen."

Von wilder Angst befallen, bleibt die Mutter auf dem Treppenabsatze stehen und fleht: „Schieße!"

Der Sohn hebt das Gewehr, zielt auf den Franzosen.

Die Mutter sieht die französische Mutter, die in Paris am Fenster sitzt und an ihren Sohn denkt, auf den in diesem Augenblicke gezielt wird vom Sohne.

Die Mutter schreit: „Schieße nicht!"

Der Leutnant: „Schießen! Oder Sie werden erschossen."

Fleht die Mutter: „Schieß! O Gott, schieße!" Sieht die französische Mutter. „Nicht! Schieße nicht!"

Läßt das Gewehr sinken. „Ich schieße nicht, Herr Leutnant."

„Ihn sofort abführen," befiehlt der Leutnant.

Und die Mutter brüllt: „Um Gottes willen! Schieße! Schieße!"

Da reißt der Sohn das Gewehr an die Backe, zielt: der Franzose wirft die Hände hoch, krümmt sich und stürzt aufs Gesicht.

Die Mutter preßt die Hand aufs Herz, deutet entsetzt mit der Rechten nach Paris zum Fenster, wo die französische Mutter sitzt, eben den amtlichen Brief öffnet und liest: „Ist gefallen." Sieht, wie die französische Mutter aufschreit, gläsern glotzt.

Langsam, wie mit einer furchtbaren Mordtat belastet,

steigt die Mutter die zweite Treppe hinauf, und ihr sehendes Herz verfolgt den mörderischen Lauf der Kugel, die durch den Franzosen durch und weiter fliegt, nach Paris, der französischen Mutter ins Herz.

Aber der Sohn lebt, wird nicht erschossen, weil er erschossen hat, auf das Flehen der Mutter hin.

Immerzu sieht das Herz der Mutter, wie die Kugel ihres Sohnes den Franzosen durchschlägt, weitersaust, nach Paris: der französischen Mutter ins Herz.

Schritte klingen auf der Gasse.

Der Postbote bog langsam um die Ecke, den sortierenden Blick auf die Briefe in seiner Hand gerichtet. Und die Mutter stürzte in die Wirklichkeit zurück: dem lächelnden Postboten entgegen, der ihr den seit vierzehn Tagen und vierzehn Nächten erwarteten Brief gab; einen der Beruhigungsbriefe des Sohnes:

„Eigentlich, genau besehen, weißt Du, geht es mir ausgezeichnet. Ich war körperlich nie so gesund wie jetzt. Denk an, körperlich nie so gesund wie jetzt," schrieb der Sohn. „Und wenn ich zurückkomme, dann gehen Du und ich zusammen einige Wochen aufs Land. Einmal sind wir vornehm und gehen auch aufs Land. Soviel Geld habe ich gespart. Wir wohnen an einem Flusse. Direkt am Flusse. Du in einem sonnigen Zimmer, ich daneben; es ist eine Verbindungstür da. Unsere Fenster gehen auf den Fluß hinaus. Hinter dem Flusse sind die Hügel, steht der Wald. Es wird gerade Frühling sein, wenn ich zurückkomme. Solltest mich sehen: so gesund wie jetzt war ich nie," wiederholte der Sohn.

Das Glück floß breit in der Mutter. Sie sah interesselos

den zweiten Brief an, den sie noch nicht geöffnet hatte, weil die Adresse nicht vom Sohne geschrieben war.

Dieses amtliche Schreiben enthielt die kurze Nachricht, daß der Sohn gefallen sei. „Auf dem Felde der Ehre." Die ahnungslose Mutter ließ das Schreiben uneröffnet liegen.

Plötzlich und schnell, als dürfte nicht eine Sekunde Zeit verloren werden, nahm sie den alten Trostbrief wieder und las:

„Eigentlich, genau besehen, weißt Du, geht es mir ausgezeichnet. Ich war körperlich nie so gesund wie jetzt. Denk an, körperlich nie so gesund wie jetzt ... Zurückkomme, dann gehen Du und ich einige Wochen aufs Land ... In einem sonnigen Zimmer, ich daneben ... Verbindungstür da ... Gerade Frühling sein ..."

Und in der Mutter stand ein ungeheurer Wille auf, den Sohn aus der Todesgefahr herauszureißen, hinein in diese Frühlingswochen, wo nur noch Glanz und Liebe war.

Ihr werde es gelingen, bis zum Kaiser vorzudringen. Und wenn es nicht anders ginge, sie werde hinauslaufen an die Front, in den Schützengraben und ihren Sohn holen. Sie werde sagen: „Das ist mein Sohn. Mein! Mein Sohn!" „Es gibt Mittel und Wege. Mittel und Wege. Viele Mittel und Wege. Ich werde totkrank, damit der Sohn Urlaub bekommt. Was auch geschieht, ich lasse ihn nicht mehr fort. Ich werde ihn einsperren. Ich werde ihn verstümmeln.[18] Verstecken. Keller. Wald. Meinen Sohn in meinen Leib zurücknehmen!

Automatisch öffnete sie das amtliche Schreiben. Las: „Feld der Ehre gefallen."

## 20. DER STERBENDE SOLDAT

(Aus: Klabund, „Lesebuch," Verlag Fr. Heyder, Berlin, 1925.)

Klabund ist ein Pseudonym für Alfred Henschke (geb. 1891). Klabunds Dichtung spiegelt die innere Zerrissenheit und ungelöste Problematik unsrer Zeit. Das Bild des Dichters, das wir zum Abdruck bringen, soll diese Unruhe Klabunds zeigen.

Klabunds bekannteste Romane sind „Moreau, der Roman eines Soldaten" (1915) und „Pjotr, der Roman eines Zaren" (1923). Dieser zweite Roman ist auch in englischer Übersetzung unter dem Titel „Peter the Czar" erschienen.

Die kleine Skizze „Der sterbende Soldat" zeigt die expressionistische Technik ebenso klar wie Franks „Die Mutter." Die expressionistische Kunst bringt das innerste Wesen, die innersten, noch ungeordneten Gedanken der Menschen zum Ausdruck und schenkt den äußeren Dingen nur wenig Interesse.

Tag und Nacht sind nicht mehr. Sind versunken wie Segelschiffe hinterm Horizont des Meeres. Ich weiß nicht mehr von Tag und Nacht. Von Sonne und von den grauen Krähen der Dämmerung. Von der Erde und von der runden Kugel des Glücks. Wir marschieren. Wir marschieren bei Tag. Wir marschieren bei Nacht. Wir schlafen in der Nacht. Wir schlafen am Tag. Wir schießen Tag und Nacht. Wenn ich mich umdrehe, steht die Zeit wie eine rosaschwarze Wand vor mir. Kein Tag. Keine Nacht. Kein Monat. Kein Jahr. Nur ein blutendes Feld, blutrote Ackererde, aus dem unsere Leiber wie weiße Blumen in den Himmel wachsen. Wie Tau netzt der Himmel meine Augen. Ich möchte immer blühen. Schmale Lilie. Schwertlilie. Ich habe nie so stark an mich geglaubt. Wenn ich die Hand hebe, werde ich eine Granate im Fluge aufhalten. Ich habe Durst. Nach Wasser. Nach Feuer. Ich will Feuer schlucken wie die östlichen Zauberer.

Mein Pferd ist tot. Es muß irgendwo neben oder unter mir liegen. Worauf soll ich nun reiten? Ich werde auf einem toten Soldaten in die Hölle reiten. Aber Lilli will es nicht. Sie faßt meine Hand, ich bin ja blind, und wird mit mir den Himmel suchen gehen. Lilli, sag ich, hier riecht es nach Veilchen, hier ist der Himmel. Sie läßt meine Hand los. Ich sehe sie nicht mehr. Da vorn ist eine andere Hand. Eine leuchtende Hand. Rauchgeschwärzt. Sie greift nach dem Haus mit dem Schindeldache. Die Hand wird auf einmal Mund. Sie frißt das Haus. Kaut an ihm. Wenn der Wachtmeister wüßte, daß ich hier so faul liege, während er Appell hält. „Ulan Bubenreuther," wird er rufen. „Ulan Bubenreuther . . .?" Niemand meldet sich? „Ulan Bubenreuther vermißt . . ." Ich habe Durst. Ich möchte etwas trinken. Etwas Heißes. Ich friere. Heißen Tee. Ich muß lachen, wenn ich an die polnischen Juden denke, die uns immer Tee verkauften: „Gebe Sie Münz, Herr, kriege Sie heiße Tei . . ."* Sie haben keine Heimat. Niemand hat eine Heimat. Nur der Tod. Er ist überall zu Hause. Wo ist die kleine Stadt, in der ich geboren wurde? Die engen Straßen gehen krumm und gebückt vor Alter. Die jungen Mädchen laufen Schlittschuh. Bürger eilen mit wichtigen Mienen zu Geschäft, Versammlung oder Kneipe. Die Oder rauscht unter den Schollen. Die Patina des Marienkirchturms glänzt in der Wintersonne violett und grün. Es muß wer gestorben sein: der Küster läutet die Glocken. Ich will leise mit der Lanze winken. Vielleicht, daß er mich sieht.

* hochdeutsch: Wenn Sie Geld geben, bekommen Sie heißen Tee.

## (d) Die psychologische Erzählung

### 21. AUS DEN BEKENNTNISSEN [8] DES HOCHSTAPLERS FELIX KRULL

(Aus dem gleichnamigen Romanfragment von Thomas Mann, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig 1923, Seite 59–68, gekürzt.)

Thomas Mann (geb. 1875) wird von vielen für den besten deutschen Prosaisten gehalten. Tatsächlich schreibt er mit seinen komplizierten und doch kristallklaren Satzperioden einen ungewöhnlich guten Stil. Aber er ist doch mehr ein Virtuose der Sprachtechnik als ein dichterisches Genie. Schaeffer bemerkt in seinem Roman „Helianth," Thomas Mann habe nur ein einziges dichterisch wahrhaft wertvolles Buch geschrieben: „Königliche Hoheit."

Thomas Mann ist der fein gebildete Schriftsteller des guten Bürgertums, ein unübertroffner Meister in der psychologischen Darstellung von Menschen, die zwischen bürgerlicher Pedanterie und künstlerischer Bohème hin und her schwanken („Tonio Kröger"). Probleme des Proletariats interessieren ihn nur mittelbar.

Das Milieu, in dem seine großen Romane spielen, ist die bürgerliche und adlige Gesellschaft. Sein erster Roman, „Die Buddenbrooks" (1901), behandelt den „Verfall einer Familie." Dieses Thema der „Décadence" (um ein Wort Nietzsches zu brauchen) ist bis auf seinen letzten Roman, „Der Zauberberg," sein Lieblingsthema geblieben.

Fast alle Werke Thomas Manns sind ins Englische übersetzt.

Die vorliegende Probe stammt aus einem weniger bekannten Fragment.

Zwischendurch geschah es nicht selten, daß ich an Schultagen für krank zu Hause und im Bette blieb.

Ich begann mit der Darstellung meines Befindens nicht erst vor Zuschauern, sondern bereits für mich allein, sobald der Entschluß, an diesem Tage mir selbst und der Freiheit zu gehören, ganz einfach durch den Gang der Minuten zur unab-



CONCORDIA COLLEGE LIBRARY
BRONXVILLE, N.Y. 10708

änderlichen Notwendigkeit geworden war. Der äußerste Zeitpunkt des Aufstehens war grüblerisch verpaßt, im Eßzimmer erkaltete das von der Magd bereitgestellte Frühstück, die stumpfe Jugend des Städtchens trottete zur Schule, der Alltag hatte begonnen, und es stand fest, daß ich mich allein und auf eigene Hand von seiner despotischen Ordnung ausschließen würde. Die Kühnheit meiner Lage ergriff mein Herz und meinen Magen mit banger Erregung. Ich stellte fest, daß meine Fingernägel eine bläuliche Färbung zeigten. Vielleicht war es kalt an einem solchen Morgen, und ich brauchte meinen Körper nur ein paar Minuten lang bei entfernter Decke der Zimmertemperatur auszusetzen, ja, brauchte mich eigentlich nur ein wenig gehen zu lassen und abzuspannen, um den eindrucksvollsten Anfall von Schüttelfrost und Zähneklappern herbeizuführen. Was ich da sage, ist bezeichnend für meine Natur, die von jeher im tiefsten Grunde leidend und pflegebedürftig war, so daß alles, was mein Leben an tätiger Wirksamkeit aufweist, als ein Produkt der Selbstüberwindung, ja, als eine sittliche Leistung von hohem Range zu würdigen ist. Wäre dem anders, so hätte nicht damals wie später eine willkürliche Abspannung des Körpers und der Seele genügt, um mir das überzeugende Ansehen eines Kranken zu geben und so meine Umgebung, wenn es darauf ankam, zur Milde und Menschlichkeit anzuhalten. Krankheit wahrhaft vorzutäuschen, wird dem Vierschrötigen[0] kaum gelingen. Wer aber, um mich dieser anschaulichen Wendung auch hier zu bedienen, aus feinem Holz geschnitzt ist, wird stets, auch ohne je in roherem Sinne krank zu sein, mit dem Leiden auf vertrautem Fuße leben

und seine Merkmale durch innere Anschauung beherrschen. Ich schloß die Augen und öffnete sie hierauf überweit, indem ich sie mit einem fragenden und klagenden Ausdruck erfüllte. Ohne eines Spiegels zu bedürfen, war ich mir bewußt, daß meine Haare mir vom Schlafe verwirrt und strähnig in die Stirne fielen und daß die Spannung und Erregung des Augenblicks mein Antlitz bleich erscheinen ließ. Damit es auch eingefallen aussähe, schlug ich ein selbständig gefundenes und erprobtes Verfahren ein, welches darin bestand, daß ich das innere Wangenfleisch leicht und fast unmerklich zwischen die Zähne zog, wodurch eine Aushöhlung der Wangen, eine Verlängerung des Kinnes und damit der Anschein einer über Nacht erfolgten Abmagerung erzielt wurde. Ein empfindliches Vibrieren der Nasenflügel, sowie ein häufiges, gleichsam schmerzliches Zusammenziehen der Muskeln an den äußeren Augenwinkeln taten das ihre. Ich faltete meine Finger mit den bläulichen Nägeln über der Brust und so, mein Waschbecken neben mir auf einem Stuhle und von Zeit zu Zeit mit den Zähnen klappernd, erwartete ich den Augenblick, da man sich nach mir umsehen würde.

Das geschah spät, denn meine Eltern liebten den Morgenschlummer, und bis man bemerkte, daß ich das Haus nicht verlassen hatte, waren zwei oder drei Schulstunden verflossen. Dann kam meine Mutter die Treppe herauf und trat in mein Zimmer, indem sie mich fragte, ob ich krank sei. Ich blickte sie groß und sonderbar an, als falle es mir schwer, sie zu erkennen, oder als wäre mir überhaupt die Lage nicht völlig deutlich. Ich antwortete: Ja, ich glaubte, daß ich wohl krank sein müsse. — Was mir denn fehle, fragte sie. —

„Kopf ... Gliederweh ... Warum friert es mich so?“ antwortete ich eintönig und gleichsam mit gelähmten Lippen, indem ich mich unruhig von einer Seite auf die andere warf. Meine Mutter fühlte Mitleid. Daß sie mein Leiden eigentlich ernst nahm, glaube ich nicht; aber da ihre Empfindsamkeit bedeutend ihre Vernunft überwog, so brachte sie es nicht über das Herz, sich vom Spiele auszuschließen, sondern ging mit wie im Theater und fing an, mir bei meinen Darbietungen zu sekundieren. „Armes Kind!“ sagte sie, indem sie den Zeigefinger an die Wange legte und kümmerlich den Kopf schüttelte. „Und magst du denn gar nichts genießen?“ Schaudernd, das Kinn auf die Brust gedrückt, wehrte ich ab. Diese eiserne Folgerichtigkeit meines Verhaltens ernüchterte sie, machte sie ernsthaft stutzig und riß sie sozusagen aus dem Genusse einer vereinbarten Illusion; denn daß man um einer solchen willen auf Speise und Trank verzichten könne, ging über ihre Fassungskraft. Sie prüfte mich aufs neue mit den Augen, wie man die Wirklichkeit prüft. Hatte ihre sachliche Aufmerksamkeit jedoch diesen Punkt erreicht, so ließ ich, um sie zur inneren Entscheidung zu nötigen, die anstrengendste und wirkungsvollste meiner Künste spielen. Jäh richtete ich mich im Bette auf, zog mit zitternden und fliegenden Bewegungen mein Waschbecken heran und warf mich unter so schrecklichen Zuckungen, Verdrehungen und Zusammenziehungen meines ganzen Körpers darüber, daß man ein Herz von Stein hätte haben müssen, um nicht von dem Anblick so großer Not erschüttert zu werden. „Nichts bei mir ...“ keuchte ich zwischendurch, indem ich meine saueren und zerquälten

Züge vom Gerät erhob. „Nachts alles von mir gegeben . . .“ Und dann entschloß ich mich zu einem Haupt- und Daueranfall [0] so furchtbaren Würgekrampfes,[0] daß es aussah, als sollte ich überhaupt nicht wieder zu Atem kommen. Meine Mutter hielt mir den Kopf und rief mich wiederholt mit ängstlichem und dringlichem Tone bei Namen, um mich zu mir zu bringen. „Ich schicke zu Düsing!“ rief sie vollkommen überwältigt aus, wenn meine Glieder sich endlich zu lösen begannen, und lief hinaus. Erschöpft, doch mit einem Gefühl unbeschreiblicher Freude und Genugtuung sank ich in die Kissen zurück.

Eine Stunde später kam Sanitätsrat Düsing. Er war unser Hausarzt seit dem Tode des alten Doktor Mecum, der meine Geburt bewerkstelligt hatte, — ein langer Mann von schlechter, gebückter Haltung und mit aufrecht stehendem eselgrauem Haar, der in fortwährender Abwechslung seine lange Nase zwischen Daumen und Zeigefinger hindurchzog und sich die großen, knochigen Hände rieb. Dieser Mensch hätte mir wohl gefährlich werden können — nicht durch seine ärztlichen Fähigkeiten, um die es, glaube ich, dürftig bestellt war (und gerade der bedeutende Arzt, welcher der Wissenschaft mit Ernst und Geist um ihrer selbst willen und als Gelehrter dient, ist sogar am leichtesten zu täuschen), wohl aber durch die plumpe Lebensklugheit, die ihm, wie so vielen untergeordneten Charakteren, eigentümlich war und in der seine ganze Tüchtigkeit beruhte. Dumm und streberisch, hatte dieser unwürdige Jünger des Äskulap sich den Sanitätsratstitel durch persönliche Verbindungen, Weinhausbekanntschaften und Protektionswesen [6] verschafft und fuhr häufig nach Wiesbaden, wo er bei Amte seine weitere Auszeichnung

und Förderung betrieb. Kennzeichnend für ihn war, daß er, wie ich aus eigenem Augenschein wußte, in seinem Wartezimmer nicht Ordnung und Reihenfolge hielt, sondern dem vermögenden und angesehenen Besucher vor dem länger wartenden schlichten ganz offenkundig den Vortritt ließ; wie er denn wohlsituierte und irgendwie einflußreiche Patienten mit übertriebener Besorgnis und Wehleidigkeit,[15] Arme und Geringe dagegen barsch und mißtrauisch behandelte, ja, ihre Klagen womöglich als unbegründet zurückwies. Meiner Überzeugung nach wäre er zu jedem falschen Zeugnis,[8] jeder Verderbnis und Durchstecherei bereit gewesen, wenn er geglaubt hätte, sich bei der Obrigkeit dadurch beliebt zu machen oder sich sonst den bestehenden Mächten als eifriger Parteigänger zu empfehlen; denn so entsprach es seinem gemeinen Wirklichkeitssinn, mit dem er es in Ermangelung höherer Gaben weit zu bringen hoffte. Da nun aber mein armer Vater, trotz seiner zweifelhaften Stellung, als Industrieller und Steuerzahler immerhin zu den ansehnlichen Personen des Städtchens gehörte; da sich überdies der Sanitätsrat als Hausarzt in einer gewissen Abhängigkeit von uns befand; und vielleicht auch nur, weil er jede Gelegenheit, sich in der Korruption zu üben, selbstgefällig ergriff; so glaubte dieser Elende tatsächlich mit mir gemeinsame Sache machen zu sollen.

Jedesmal, wenn er sich unter den üblichen onkelhaften Doktor-Redensarten, wie zum Beispiel: „Ei, ei, was machen wir da?“ oder: „Was sind denn das für Sachen?“ meinem Bette genähert, sich niedergelassen und mich ein wenig betrachtet und befragt hatte, — jedesmal, sage ich, kam der

Augenblick, wo ein Schweigen, ein Lächeln, ein Blinzeln von seiner Seite mich aufforderte, ihm insgeheim auf dieselbe Weise zu erwidern und mich ihm als „schulkrank," wie er es in seiner Gewöhnlichkeit nennen mochte, zu bekennen. Nie bin ich ihm das kleinste Schrittchen entgegengekommen. Und nicht sowohl Vorsicht hinderte mich daran (denn ich hätte ihm wahrscheinlich vertrauen dürfen), als vielmehr Stolz und Verachtung. Meine Augen wurden nur trüber und ratloser, meine Wangen hohler, meine Lippen schlaffer, meine Atemzüge kürzer und beklommener angesichts seiner Versuche, sich mit mir ins Einvernehmen zu setzen, und, vollkommen bereit, auch ihm, wenn es wünschenswert scheinen sollte, mit einem Anfall von Brechkrampf aufzuwarten, hielt ich so unerschütterlich verständnislos diesen Versuchen stand, daß er sich endlich besiegt geben und sich bequemen mußte, die Lebensklugheit beiseite zu lassen und dem Falle mit Hilfe der Wissenschaft beizukommen.

Das mochte ihm sauer werden, erstens seiner Dummheit wegen und zweitens, weil es in der Tat ein Krankheitsbild von großer Allgemeinheit und Unbestimmtheit[16] war, das ich bot. Er behorchte und beklopfte mich mehrfach von allen Seiten, bohrte mir den Stiel eines Suppenlöffels in den Schlund, belästigte mich mit dem Fieberthermometer und mußte dann wohl oder übel zum Spruche kommen. „Migräne," erklärte er. „Kein Grund zur Beunruhigung. Wir kennen ja diese Neigung bei unserem jungen Freunde. Leider ist der Magen nicht unerheblich in Mitleidenschaft gezogen. Ich empfehle Ruhe, keine Besuche, wenig Gespräche, am besten Verdunkelung des Zimmers. Außerdem hat das

zitronensauere Koffein * sich ja vortrefflich bewährt. Ich schreibe es Ihnen auf . . .“ Hatten sich aber gerade ein paar Fälle von Grippe im Städtchen ereignet, so sagte er: „Grippe, beste Frau Krull, und zwar gastrisch betont. Ja, auch unseren Freund hat es getroffen! Die Entzündung der Luftwege † ist noch unbedeutend, aber sie ist vorhanden. Nicht wahr, lieber Freund, Sie husten? Auch eine Temperaturerhöhung, die sich im Laufe des Tages wohl steigern wird, mußte ich feststellen. Ferner ist der Puls auffallend beschleunigt und unregelmäßig.“ Und in seiner Phantasielosigkeit verordnete er einen in der Apotheke vorrätigen bittersüßen Stärkungswein, dem ich übrigens mit Vergnügen zusprach, und der mich nach bestandenem Kampfe in eine warme und still zufriedene Stimmung [14] versetzte.

* Citrate of caffeine.

† Hals und Luftröhre.

## 22. AUS DER JUGENDGESCHICHTE EMIL SINCLAIRS

(Aus: Hermann Hesse, „Demian, Geschichte einer Jugend," Verlag S. Fischer. Berlin 1919. Seite 19–28.)

Hermann Hesse (geb. 1877) ist ein zarter Stimmungskünstler von echt romantischem Empfinden. Sein Deutsch ist sauber, klar und schlicht.

Sein erster Roman „Peter Camenzind," die Entwicklungsgeschichte eines Schweizers, hatte einen großen Erfolg (1904).

Sein bedeutendstes Werk ist der Roman „Demian," der mit dem Fontane-Preis ausgezeichnet wurde.

An einem freien Nachmittag — ich war wenig mehr als zehn Jahre alt — trieb ich mich mit zwei Knaben aus der Nachbarschaft herum.[5] Da kam ein größerer dazu, ein kräftiger und roher Junge von etwa dreizehn Jahren, der Sohn eines Schneiders. Sein Vater war ein Trinker, und die ganze Familie stand in schlechtem Ruf. Franz Kromer war mir wohl bekannt, ich hatte Furcht vor ihm, und es gefiel mir nicht, als er jetzt zu uns stieß.* Er hatte schon männliche Manieren und ahmte den Gang und die Redensarten[0] der jungen Fabrikburschen nach. Unter seiner Anführung stiegen wir neben der Brücke ans Ufer hinab und verbargen uns vor der Welt unterm ersten Brückenbogen. Das schmale Ufer zwischen der gewölbten Brückenwand und dem träg fließenden Wasser bestand aus lauter Abfällen, aus Scherben und Gerümpel, wirren Bündeln von verrostetem Eisendraht und anderem Kehricht. Man fand dort zuweilen brauchbare Sachen; wir mußten unter Franz Kromers Führung die

* Zu jm. stossen = to join.

Strecke absuchen und ihm zeigen, was wir fanden. Dann steckte er es entweder zu sich oder warf es ins Wasser hinaus. Er hieß uns darauf achten, ob Sachen aus Blei, Messing oder Zinn darunter wären, die steckte er alle zu sich, auch einen alten Kamm aus Horn. Ich fühlte mich in seiner Gesellschaft sehr beklommen, nicht weil ich wußte, daß mein Vater mir diesen Umgang verbieten würde, wenn er davon wüßte, sondern aus Angst vor Franz selber. Ich war froh, daß er mich nahm und behandelte wie die andern. Er befahl, und wir gehorchten, es war, als sei das ein alter Brauch, obwohl ich das erstemal mit ihm zusammen war.

Schließlich setzten wir uns an den Boden, Franz spuckte ins Wasser und sah aus wie ein Mann; er spuckte durch eine Zahnlücke und traf, wohin er wollte. Es begann ein Gespräch, und die Knaben kamen ins Rühmen und Großtun [0] mit allerlei Schülerheldentaten und bösen Streichen. Ich schwieg und fürchtete doch, gerade durch mein Schweigen aufzufallen und den Zorn des Kromer auf mich zu lenken. Meine beiden Kameraden waren von Anfang an von mir abgerückt und hatten sich zu ihm bekannt, ich war ein Fremdling unter ihnen und fühlte, daß meine Kleidung und Art für sie herausfordernd sei. Als Lateinschüler und Herrensöhnchen * konnte Franz mich unmöglich lieben, und die beiden andern, das fühlte ich wohl, würden mich, sobald es darauf ankäme, verleugnen und im Stich lassen.

Endlich begann ich, aus lauter Angst, auch zu erzählen. Ich erfand eine große Räubergeschichte, zu deren Helden ich mich machte. In einem Garten bei der Eckmühle,† erzählte

* Upper-class child. † Proper name.

ich, hätte ich mit einem Kameraden bei Nacht einen ganzen Sack voll Äpfel gestohlen, und nicht etwa gewöhnliche, sondern lauter feinste Reinetten und Goldparmänen,* die besten Sorten. Aus den Gefahren des Augenblicks flüchtete ich mich in diese Geschichte, das Erfinden und Erzählen war mir geläufig. Um nur nicht gleich wieder aufzuhören und vielleicht in Schlimmeres verwickelt zu werden, ließ ich meine ganze Kunst glänzen. Einer von uns, erzählte ich, hätte immer Schildwache stehen müssen, während der andre im Baum war und die Äpfel herunterwarf, und der Sack sei so schwer gewesen, daß wir ihn zuletzt wieder öffnen und die Hälfte zurücklassen mußten, aber wir kamen nach einer halben Stunde wieder und holten auch sie noch.

Als ich fertig war, hoffte ich auf einigen Beifall, ich war zuletzt warm geworden und hatte mich am Fabulieren berauscht. Die beiden Kleinern schwiegen abwartend, Franz Kromer aber sah mich aus halb zugekniffenen Augen durchdringend an und fragte mit drohender Stimme: „Ist das wahr?“

„Jawohl,“ sagte ich.

„Also wirklich und wahrhaftig?“

„Ja, wirklich und wahrhaftig,“ beteuerte ich trotzig, während ich innerlich vor Angst erstickte.

„Kannst du schwören?“

Ich erschrak sehr, aber ich sagte sofort Ja.

„Also sag: Bei Gott und Seligkeit!“

Ich sagte: „Bei Gott und Seligkeit.“

„Na ja,“ meinte er dann und wandte sich ab.

* Special kind of apple.

Ich dachte, damit sei es gut, und war froh, als er sich bald erhob und den Rückweg einschlug. Als wir auf der Brücke waren, sagte ich schüchtern, ich müsse jetzt nach Hause.

„Das wird nicht so pressieren *," lachte Franz, „wir haben ja den gleichen Weg."

Langsam schlenderte er weiter, und ich wagte nicht auszureißen, aber er ging wirklich den Weg gegen unser Haus. Als wir dort waren, als ich unsre Haustür sah und den dicken messingnen Drücker, die Sonne in den Fenstern und die Vorhänge im Zimmer meiner Mutter, da atmete ich tief auf. O Heimkehr! O gute, gesegnete Rückkunft nach Hause, ins Helle, in den Frieden!

Als ich schnell die Tür geöffnet hatte und hineinschlüpfte, bereit, sie hinter mir zuzuschlagen, da drängte Franz Kromer sich mit hinein. Im kühlen, düsteren Fliesengang, der nur vom Hof her Licht bekam, stand er bei mir, hielt mich am Arm und sagte leise: „Nicht so pressieren, du!"

Erschrocken sah ich ihn an. Sein Griff um meinen Arm war fest wie Eisen. Ich überlegte, was er im Sinn haben könnte, und ob er mich etwa mißhandeln wolle. Wenn ich jetzt schreien würde, dachte ich, laut und heftig schreien, ob dann wohl schnell genug jemand von droben dasein würde, um mich zu retten? Aber ich gab es auf.

„Was ist?" fragte ich, „was willst du?"

„Nicht viel. Ich muß dich bloß noch etwas fragen. Die andern brauchen das nicht zu hören."

„So? Ja, was soll ich dir noch sagen? Ich muß hinauf, weißt du."

* Pressieren = eilen.

„Du weißt doch," sagte Franz leise, „wem der Obstgarten bei der Eckmühle gehört?"

„Nein, ich weiß nicht. Ich glaube, dem Müller."

Franz hatte den Arm um mich geschlungen und zog mich nun ganz dicht zu sich heran, daß ich ihm aus nächster Nähe ins Gesicht sehen mußte. Seine Augen waren böse, er lächelte schlimm, und sein Gesicht war voll Grausamkeit und Macht.

„Ja, mein Junge, ich kann dir schon sagen, wem der Garten gehört. Ich weiß schon lang, daß die Äpfel gestohlen sind, und ich weiß auch, daß der Mann gesagt hat, er gebe jedem zwei Mark, der ihm sagen kann, wer das Obst gestohlen hat."

„Lieber Gott!" rief ich. „Aber du wirst ihm doch nichts sagen?"

Ich fühlte, daß es unnütz sein würde, mich an sein Ehrgefühl zu wenden, für ihn war Verrat kein Verbrechen. Ich fühlte das genau.

„Nichts sagen?" lachte Kromer. „Lieber Freund, meinst du denn, ich sei ein Falschmünzer, daß ich mir selber Zweimarkstücke machen kann? Ich bin ein armer Kerl, ich habe keinen reichen Vater wie du, und wenn ich zwei Mark verdienen kann, muß ich sie verdienen. Vielleicht gibt er sogar mehr."

Er ließ mich plötzlich wieder los. Unsre Hausflur roch nicht mehr nach Frieden und Sicherheit, die Welt brach um mich zusammen. Er würde mich anzeigen, ich war ein Verbrecher, man würde es dem Vater sagen, vielleicht würde sogar die Polizei kommen. Alle Schrecken des Chaos drohten mir, alles Häßliche und Gefährliche war gegen mich aufgeboten. Daß ich gar nicht gestohlen hatte, war ganz ohne

Belang. Ich hatte außerdem geschworen. Mein Gott, mein Gott!

Tränen stiegen mir auf. Ich fühlte, daß ich mich loskaufen müsse, und griff verzweifelt in alle meine Taschen. Kein Apfel, kein Taschenmesser, gar nichts war da. Da fiel meine Uhr mir ein. Es war eine alte Silberuhr, und sie ging nicht, ich trug sie „nur so." Sie stammte von unsrer Großmutter. Schnell zog ich sie heraus.

„Kromer," sagte ich, „hör, du mußt mich nicht angeben, das wäre nicht schön von dir. Ich will dir meine Uhr schenken, sieh da; ich habe leider sonst gar nichts. Du kannst sie haben, sie ist aus Silber, und das Werk ist gut, sie hat nur einen kleinen Fehler, man muß sie reparieren."

Er lächelte und nahm die Uhr in seine große Hand. Ich sah auf diese Hand und fühlte, wie roh und tief feindlich sie mir war, wie sie nach meinem Leben und Frieden griff.

„Sie ist aus Silber —" sagte ich schüchtern.

„Ich pfeife auf dein Silber und auf deine alte Uhr da!" sagte er mit tiefer Verachtung. „Laß du sie nur selber reparieren!"

„Aber Franz," rief ich zitternd vor Angst, er möchte weglaufen. „Warte doch ein wenig! Nimm doch die Uhr! Sie ist wirklich aus Silber, wirklich und wahr. Und ich habe ja nichts anderes."

Er sah mich kühl und verächtlich an.

„Also du weißt, zu wem ich gehe. Oder ich kann es auch der Polizei sagen, den Wachtmeister kenne ich gut."

Er wandte sich zum Gehen. Ich hielt ihn am Ärmel zurück. Es durfte nicht sein. Ich wäre viel lieber gestorben

als alles das zu ertragen, was kommen würde, wenn er so fortginge.

„Franz," flehte ich heiser vor Erregung, „mach doch keine dummen Sachen! Gelt, es ist bloß ein Spaß?"

„Jawohl, ein Spaß, aber für dich kann er teuer werden."

„Sag mir doch, Franz, was ich tun soll! Ich will ja alles tun!"

Er musterte mich mit seinen eingekniffenen Augen und lachte wieder.

„Sei doch nicht dumm!" sagte er mit falscher Gutmütigkeit. „Du weißt ja so gut Bescheid wie ich. Ich kann zwei Mark verdienen, und ich bin kein reicher Mann, daß ich die wegwerfen kann, das weißt du. Du bist aber reich, du hast sogar eine Uhr. Du brauchst mir bloß die zwei Mark zu geben, dann ist alles gut."

Ich begriff die Logik. Aber zwei Mark! Das war für mich so viel und unerreichbar wie zehn, wie hundert, wie tausend Mark. Ich hatte kein Geld. Es gab ein Sparkästlein, das bei meiner Mutter stand, da waren von Onkelbesuchen und solchen Anlässen her ein paar Zehn- und Fünfpfennigstücke drin. Sonst hatte ich nichts. Taschengeld bekam ich in jenem Alter noch keines.

„Ich habe nichts," sagte ich traurig. „Ich habe gar kein Geld. Aber sonst will ich dir alles geben. Ich habe ein Indianerbuch, und Soldaten, und einen Kompaß. Ich will ihn dir holen."

Kromer zuckte nur mit dem kühnen, bösen Mund und spuckte auf den Boden.

„Mach kein Geschwätz!" sagte er befehlend. „Deinen

Lumpenkram kannst du behalten. Einen Kompaß! Mach mich jetzt nicht noch bös, hörst du, und gib das Geld her!“

„Aber ich habe keins, ich kriege nie Geld. Ich kann doch nichts dafür!“

„Also dann bringst du mir morgen die zwei Mark. Ich warte nach der Schule unten am Markt. Damit fertig. Wenn du kein Geld bringst, wirst du ja sehen!“

„Ja, aber woher soll ich's denn nehmen? Herrgott, wenn ich doch keins habe —“

„Es ist Geld genug bei euch im Haus. Das ist deine Sache. Also morgen nach der Schule. Und ich sage dir: wenn du es nicht bringst —“ Er schoß mir einen furchtbaren Blick ins Auge, spuckte nochmals aus und war wie ein Schatten verschwunden.

## 23. LEUTNANT GUSTL

(Aus: Arthur Schnitzler, „Leutnant Gustl." Verlag S. Fischer, Berlin. Gesammelte Werke, 1. Abteilung, Band 1, Seite 261–265.)

Arthur Schnitzler (geb. 1862), ein Wiener Arzt, ist ein Meister der kurzen psychologischen Skizze. Er verkörpert typisch wienerisches Wesen. Alle seine Erzählungen und Dramen drehen sich immer wieder um dieselben wenigen Motive: Liebe, Tod, Theater, (z. B. „Sterben," „Ein Abschied," „Traumnovelle," „Liebelei," [17] „Anatol" u. sehr viele andere). Die dramatischen Werke sind meist Einakter; sobald sich Schnitzler an größere Dichtungen wagt, versagt sein Können.

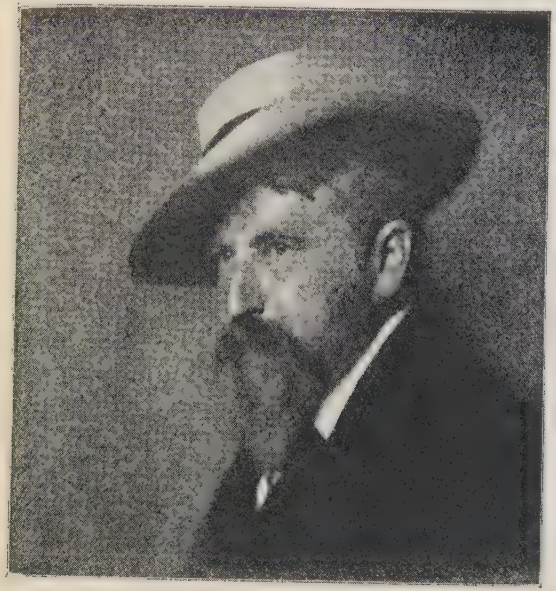
Die Probe aus dem „Leutnant Gustl" ist eine Analyse der seelischen Oberflächlichkeit gewisser Offizierstypen. — Die Form ist ganz impressionistisch.

Wie lange wird denn das noch dauern? Ich muß auf die Uhr schauen . . . schickt sich wahrscheinlich nicht in einem so ernsten Konzert. Aber wer sieht's denn? Wenn's einer sieht, so paßt er gerade so wenig auf, wie ich, und vor dem brauch' ich mich nicht zu genieren . . . Erst viertel auf zehn? . . . Mir kommt vor, ich sitz' schon drei Stunden in dem Konzert. Ich bin's halt * nicht gewohnt . . . Was ist es denn eigentlich [7]? Ich muß das Programm anschauen . . . Ja, richtig: Oratorium? Ich hab' gemeint: Messe. Solche Sachen gehören doch nur in die Kirche. Die Kirche hat auch das Gute, daß man jeden Augenblick fortgehen kann. — Wenn ich wenigstens einen Ecksitz hätt'! — Also Geduld, Geduld! Auch Oratorien nehmen ein End'! Vielleicht ist

* Nicht übersetzbar (ungefähr „really"), Wiener Dialekt. Auch die vielen Apostrophe, sowie die Diminutiv-Endungen { „el" / „erl" sind dialektisch. Vgl. Altenberg.

es sehr schön, und ich bin nur nicht in der Laune. Woher sollt' mir auch die Laune kommen? Wenn ich denke, daß ich hergekommen bin, um mich zu zerstreuen ... Hätt' ich die Karte lieber dem Benedek geschenkt, dem machen solche Sachen Spaß: er spielt ja selber Violine. Aber da wär' der Kopetzky beleidigt gewesen. Es war ja sehr lieb von ihm, wenigstens gut gemeint. Ein braver Kerl, der Kopetzky! Der einzige, auf den man sich verlassen kann ... Seine Schwester singt ja mit unter denen da oben. Mindestens hundert Jungfrauen, alle schwarz gekleidet; wie soll ich sie da herausfinden? Weil sie mitsingt, hat er auch das Billett gehabt, der Kopetzky ... Warum ist er denn nicht selber gegangen? — Sie singen übrigens sehr schön. Es ist sehr erhebend — sicher! Bravo! bravo! ... Ja, applaudieren wir mit. Der neben mir klatscht wie verrückt. Ob's ihm wirklich so gut gefällt? — Das Mädel drüben in der Loge ist sehr hübsch. Sieht sie mich an oder den Herrn dort mit dem blonden Vollbart? ... Ah, ein Solo! Alt: Fräulein Walker, Sopran: Fräulein Michalek ... das ist wahrscheinlich Sopran ... Lang' war ich schon nicht in der Oper. In der Oper unterhalt' ich mich immer, auch wenn's langweilig ist. Übermorgen könnt' ich eigentlich wieder hineingeh'n, zur „Traviata." Ja, übermorgen bin ich vielleicht schon eine tote Leiche! Ah, Unsinn, das glaub' ich selber nicht! Warten S' nur, Herr Doktor, Ihnen wird's vergeh'n, solche Bemerkungen zu machen! Das Nasenspitzel hau' ich Ihnen herunter ...

Wenn ich die in der Loge nur genau sehen könnt'! Ich möcht' mir den Operngucker von dem Herrn neben mir aus-



Arthur Schnitzler
D'Ora, Wien

Jakob Wassermann
Camill Ruf, Zürich

leih'n, aber der frißt mich ja auf, wenn ich ihn in seiner Andacht stör' . . . In welcher Gegend die Schwester vom Kopetzky steht? Ob ich sie erkennen möcht'? Ich hab' sie ja nur zwei- oder dreimal gesehen, das letztemal im Offizierskasino . . . Ob das lauter anständige Mädel sind, alle hundert? O jeh! . . . „Unter Mitwirkung des Singvereins!" — Singverein . . . komisch! Ich hab' mir darunter eigentlich immer so was Ähnliches vorgestellt, wie die Wiener Tanzsängerinnen, das heißt, ich hab' schon gewußt, daß es was anderes ist! . . . Schöne Erinnerungen! Damals beim „Grünen Tor" . . . Wie hat sie nur geheißen? Und dann hat sie mir einmal eine Ansichtskarte aus Belgrad geschickt . . . auch eine schöne Gegend! — Der Kopetzky hat's gut, der sitzt jetzt längst im Wirtshaus und raucht seine Virginia! . . .

Was guckt mich denn der Kerl dort immer an? Mir scheint, der merkt, daß ich mich langweil' und nicht herg'hör' . . . Ich möcht' Ihnen raten, ein etwas weniger freches Gesicht zu machen, sonst stell' ich Sie mir nachher im Foyer! — Schaut schon weg! . . . Daß sie alle vor meinem Blick so eine Angst hab'n . . . „Du hast die schönsten Augen, die mir je vorgekommen sind!" hat neulich die Steffi gesagt . . . O Steffi, Steffi, Steffi! — Die Steffi ist eigentlich schuld, daß ich dasitz' und mir stundenlang vorlamentieren lassen muß. — Ah, diese ewige Abschreiberei* von der Steffi geht mir wirklich schon auf die Nerven! Wie schön hätt' der heutige Abend sein können. Ich hätt' große Lust, das Brieferl von der Steffi zu lesen. Da hab' ich's ja. Aber wenn ich die

* Abschreiben (or „absagen") = to send word that one is unable to call at the appointed time. Cf. Notes #17.

Brieftasche herausnehm', frißt mich der Kerl daneben auf! — Ich weiß ja, was drinsteht . . . sie kann nicht kommen, weil sie mit „ihm" nachtmahlen * gehn muß . . . Ah, das war komisch vor acht Tagen, wie sie mit ihm in der Gartenbaugesellschaft gewesen ist, und ich vis-a-vis mit'm Kopetzky; und sie hat mir immer die Zeichen gemacht mit den Augerln, die verabredeten. Er hat nichts gemerkt — unglaublich! Muß übrigens ein Jud' sein! Freilich, in einer Bank ist er, und der schwarze Schnurrbart . . . Reserveleutnant soll er auch sein! Na, in mein Regiment sollt' er nicht zur Waffenübung kommen! Überhaupt, daß sie noch immer so viel Juden zu Offizieren machen — da pfeif' ich auf'n ganzen Antisemitismus! Neulich in der Gesellschaft, wo die G'schicht' mit dem Doktor passiert ist bei den Mannheimers . . . die Mannheimer selber sollen ja auch Juden sein, getauft natürlich . . . denen merkt man's aber gar nicht an — besonders die Frau . . . so blond, bildhübsch die Figur . . . War sehr amüsant im ganzen. Famoses Essen, großartige Zigarren . . . Na ja, wer hat's Geld? . . .

Bravo, bravo! Jetzt wird's doch bald aus sein? — Ja, jetzt steht die ganze G'sellschaft da droben auf . . . sieht sehr gut aus — imposant! — Orgel auch? . . . Orgel hab' ich sehr gern . . . So, das laß' ich mir g'fall'n — sehr schön! Es ist wirklich wahr, man sollt' öfter in Konzerte gehen . . . Wunderschön ist's g'wesen, werd' ich dem Kopetzky sagen . . . Werd' ich ihn heut' im Kaffeehaus treffen? — Ah, ich hab' gar keine Lust, ins Kaffeehaus zu geh'n. Hundertsechzig Gulden auf einem Sitz verspielt [18] — zu dumm! Und wer hat alles

* To sup (Austrian dialect).

gewonnen? Der Ballert, grad' der, der's nicht notwendig hat ... Der Ballert ist eigentlich schuld, daß ich in das blöde Konzert hab' geh'n müssen ... Na ja, sonst hätt' ich heut wieder spielen können, vielleicht doch was zurückgewonnen. Aber es ist ganz gut, daß ich mir selber das Ehrenwort gegeben hab', einen Monat lang keine Karte anzurühren ... Die Mama wird wieder ein G'sicht machen, wenn sie meinen Brief bekommt! — Ah, sie soll zum Onkel geh'n, der hat Geld wie Mist: auf die paar hundert Gulden kommt's ihm nicht an.

Heiß wird's! Noch immer nicht aus? Ah, ich freu' mich so auf die frische Luft! Werd' ein bissl spazieren geh'n, übern Ring * ...

* Straße in Wien.

## 24. VATER UND SOHN

(Aus: Jakob Wassermann, „Christian Wahnschaffe," Roman. Verlag S. Fischer, Berlin 1919.)

Jakob Wassermann (geb. 1873) ist in noch höherem Maße als Thomas Mann (der ihm weit überlegen ist) mehr Virtuose als Genie. Seine Werke gehören aber zu den meistgelesenen, nicht nur in Deutschland, sondern auch in Amerika.

Die früheren Werke Wassermanns sind zweifellos die wertvolleren („Die Juden von Zirndorf," „Caspar Hauser," „Gänsemännchen"). Die neueren Romane sind abenteuerliche Gesellschaftsromane mit manchen billigen Sensationen (besonders „Laudin," in der englischen Übersetzung „Wedlock").

Wassermanns Charaktere sind so stark psychologisch seziert, daß sie oft schattenhaft unwirklich und konstruiert scheinen.

Die vorliegende Probe (die schon Soergel — vgl. Bibliographie — als besonders charakteristisch benutzt hat) stammt aus dem großen Roman „Christian Wahnschaffe." Es ist ein Gespräch zwischen Vater und Sohn. Der Sohn flieht aus der kapitalistischen Gesellschaft, in deren Atmosphäre er keinen Lebenssinn mehr findet.

„Unabänderliche Trennung zwischen uns und dir?"

„Ihr wollt es, ich muß es; unabänderlich."

Der Geheimrat verstummte. Ein leises Schwanken des Oberkörpers war das einzige Zeichen seines inneren Zerbrechens. Bis zu diesem Augenblick hatte er gehofft. Er hatte an das Unabänderliche nicht geglaubt. Er war einem schmächtigen Lichtstrahl nachgegangen, dieser erlosch und ließ ihn in der Finsternis. Sein Herz zerrieb sich in vergeblicher Liebe zu dem Sohn, der ihm das „Unabänderlich" zugerufen hatte, das er nicht verstand. Alles, was er errungen, Macht, Reichtum, Ehren, der goldne Thron in einer Welt voll Überfluß, hatte eine entsetzliche Sinnlosigkeit und Öde.

„Du wolltest mich an das Erbe binden," hörte er die klare und sanfte Stimme Christians sagen; „du wolltest mich kaufen durch das Erbe. Ich habe erkannt, daß man sich dem entziehen muß. Man muß mit der Liebe derer brechen, die sich darauf berufen: du gehörst uns, du bist unser Eigentum, du mußt fortsetzen, was wir angefangen haben. Ich konnte nicht Erbe sein. Ich konnte nicht fortsetzen, was du angefangen hast. Ich war in einer Schlinge. Alle lebten in Freuden, und alle lebten in Schuld. Aber trotzdem Schuld da war, war niemand schuldig. Folglich steckte irgendein Fundamentalfehler in der ganzen Lebenskonstruktion. Ich sagte mir: die Schuld, die aus dem erwächst, was die Menschen tun, ist gering und berechenbar gegen die, die aus ihrem Nichttun stammt. Denn was sind es schließlich für Menschen, die durch ihr Tun schuldig werden? Arme, armselige, verhetzte, verzweifelte,[18] halbwahnsinnige Leute, sie bäumen sich auf und beißen in den Fuß, der sie tritt. Sie werden verantwortlich gemacht, sie werden gezüchtigt und bestraft; Quälerei und kein Ende. Aber die nichts tun, die werden verschont, die sind immer in Sicherheit, die haben ihre triftigen Ausreden und Entschuldigungen. Und sie sind nach meiner Meinung die wahren Verbrecher. Von ihnen kommt das Übel. Ich mußte aus dieser Schlinge heraus."

Der Geheimrat rang nach einem Ausdruck seiner verworrenen und schmerzlichen Gefühle. Es war alles anders, als er es erwartet hatte. Da sprach ein Mensch, ein Mann. Da trafen ihn Worte, mit denen man sich abfinden mußte.

Ohne Hoffnung auf ein Ja fragte er: „Blutsbande existieren also nicht mehr für dich?"

„Wenn du vor mir stehst und ich dich sehe, fühle ich, daß sie existieren," war die Antwort, „wenn du handelst und sprichst, spür ich sie nicht."

„Gibt es eine Abrechnung zwischen Vater und Sohn?"

„Warum nicht? Wenn Aufrichtigkeit und Wahrheit entstehen soll, warum nicht? Vater und Sohn müssen neu beginnen können, scheint mir, einer dem andern gleichgestellt. Sie dürfen sich nicht auf das Gewesene verlassen, auf das, was verbucht ist, was die Gewohnheit vorschreibt. Es sind nur die Begriffe der Welt, die dich gegen mich erkältet und verblendet haben."

„Bin ich erkältet und verblendet?" warf der Geheimrat kaum hörbar ein „hatte es diesen Anschein?"

„Seit ich mich losgesagt, gewiß. Du warst beständig in Versuchung, deine ganzen Machtmittel gegen mich zu organisieren. Du stehst vor mir mit dem Anspruch beleidigter Autorität. Nur weil ich mich unterfangen habe, mit den Grundsätzen des Besitzes und Erwerbs und mit den Anschauungen der Klasse zu brechen, in der ich aufgewachsen bin. Sohn bin ich, du bist Vater. Heißt das Knecht und Herr sein? Ich bin nicht mehr von deiner Welt. Deine Welt macht mich zu deinem Widersacher. Sohn und Widersacher, anders kann deine Welt nicht anders werden. Gehorsam ohne Überzeugung, was ist das denn? Die Wurzel von allem Übel. Du kannst mich nicht sehen; der Vater sieht nicht den Sohn. Die Welt der Söhne muß sich gegen die Welt der Väter erheben; anders kann es nicht anders werden."

## (e) Die historische Tendenz

### 25. AUS DEM DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGE

(Aus: Ricarda Huch „Der große Krieg in Deutschland," Insel-Verlag, Leipzig. 1912/14. 3 Bände. 2. Bd. Seite 240/43 und 3. Bd. Seite 392/96.)

Ricarda Huch (geb. 1864) ist die größte deutsche Dichterin der Gegenwart. Ihre Lyrik (z. B. „Liebesgedichte"), ihre Romane (z. B. „Michael Unger") und ihre wissenschaftlichen Werke (z. B. „Blütezeit der Romantik," „Verfall der Romantik," „Gottfried Keller") sind in gleicher Weise hervorragend.

Der Roman „Der große Krieg in Deutschland" ist der großartigste und fesselndste Geschichtsroman des 20. Jahrhunderts. Wir bringen daraus zwei kleine Stimmungsbilder, die von dem Elend des 30 jährigen Krieges erschütternde Kunde geben.

(Der Großvater Ricarda Huchs ist der an amerikanischen Colleges viel gelesene Gerstäcker. Ihr Vetter Friedrich Huch ist der Verfasser des besten humoristischen Romans der letzten Jahrzehnte, „Pitt und Fox," und ihr zweiter Vetter, Felix Huch, hat 1927 einen Roman „Der junge Beethoven" veröffentlicht.)

#### I

Seinem dringenden Wunsche gemäß wurde Friedrich von Spee des Beichtamtes [0] bei den Hexen enthoben und nach Peine geschickt, wo ein Jesuitenkloster eingerichtet werden sollte. Wenn er Muße hatte, entwarf er den Plan zu einem Buche über die Hexenprozesse und das ungerechte und ungesetzliche Verfahren, dessen sich die Richter dabei bedienten, und was daran schuld sei, nämlich teils Verblendung und Unwissenheit, teils Habsucht, Grausamkeit und andere böse Triebe.[5] Hätte er das Buch vollendet, dachte er,

würde er auch einen Weg finden, es ans Licht zu bringen, und hoffte, den Menschen würden dadurch die Augen geöffnet und dem Übel würde gesteuert werden. An einem der letzten Apriltage begab er sich von Peine nach Wolfenbüttel, um dort zu predigen und Kranke zu besuchen; denn es herrschte dort der Hungertyphus und die Pest, so daß kürzlich der alte Totengräber, obwohl er seit 24 Jahren in seinem Amte war, davongelaufen war. Er habe nun genug vom Leichengraben und wolle lieber unter die Soldaten gehen, hatte er sich vernehmen lassen, und war nicht mehr gesehen worden, worauf die Leichen unbegraben in den Häusern liegenblieben, bis die verlassene Frau zugriff, die auch vorher schon ihrem Manne geholfen hatte.

Auf einem gemächlich trabenden Pferde ritt Spee durch einen Buchenwald und ließ seine Blicke fröhlich durch das junge Gefieder der neubelebten Bäume spielen, das im milden Sonnenscheine goldgelb leuchtete. Über dem vorjährigen Laube, das feuchtbraun am Boden klebte, lag der Sternenschleier der Anemonen [0] so lose, als müsse ein leichter Wind ihn weghauchen können.

Sein leichtes Herz flog wie ein Vogel zu jedem Blatt und jeder Blüte, schmiegte sich an sie und küßte sie und kehrte mit duftenden Schwingen und melodisch zu ihm zurück.

Durch ein Geräusch aufgeschreckt, sah er Männer und Frauen durch das Gebüsch näherschleichen, augenscheinlich in der Absicht, ihn anzubetteln oder auszuplündern. Als sie sahen, daß sie bemerkt waren, traten sie hervor, faßten sein erschrockenes Pferd am Zügel und machten sich daran, ihn aus dem Sattel zu reißen. Er wehrte ihnen, indem er

sagte, er sei ein Geistlicher und besitze nichts; aber er habe etwas Geld bei sich, um die Notleidenden und Kranken in Woltorp zu unterstützen, davon wolle er ihnen freiwillig mitteilen; denn auch sie schienen sehr arm zu sein. Während sie noch unschlüssig standen, kam ein Reiter den Weg her gesprengt, zog eine Pistole und schoß unter die Bande, die heulend auseinanderstoben und in das Gebüsch liefen.

Spee wendete sich dem Reiter zu und bat ihn, nicht wieder zu schießen, die Elenden jammerten ihn, sie hätten mehr Aussätzigen als Räubern geglichen. Es zögen sich jetzt viele aus den Dörfern in die Wälder, die kein Dach und kein Brot und kein Vieh mehr hätten, um das Feld zu bestellen; da bliebe ihnen nichts als das Räuberhandwerk zu treiben.[5] „Ja," sagte der Unbekannte lachend, „wenn sie es nur besser verständen! Aber es ist feiges Bauernpack[0] und wird ihm daher nicht weniger auf den Nacken getreten als zuvor."

Wie Spee ihn besser ins Auge faßte, fiel ihm ein, dies müsse der Hornebostel sein, ein berüchtigter Schnapphahn,[0] welcher unter Mansfeld und Wallenstein gedient hatte, dann ausgerissen war und sich auf eigene Hand umhertrieb,[5] und der seit kurzem die Umgegend von Peine heimsuchte. „Seid Ihr nicht der Hornebostel aus Celle?" fragte Spee und setzte lächelnd hinzu, so wäre er freilich aus dem Regen unter die Dachtraufe * gekommen. Nein, nein, antwortete der andere, Spee solle unbesorgt sein, an einem guten und frommen Manne wie Spee vergreife er sich nicht. Spee möge ihm

* Traufe = gutter; „aus dem Regen unter die Traufe kommen" = out of the frying-pan into the fire.

gestatten, daß er ihm bis Woltorp das Geleit gebe, da der Wald unsicher sei; wenn ihm seine Gesellschaft widerwärtig sei, wolle er hinterdrein reiten. Spee dankte dem Manne und bat ihn an seiner Seite zu bleiben und ihm zu erklären, warum er sich nicht einem ehrlichen Leben zuwende,[5] da er doch ein großmütiges Herz verrate.

Freilich sei er kein schlechter Kerl, sagte der Reiter, wenn er auch von Raub und Diebstahl lebte. Damit tue er aber nichts anderes, als was in der Welt die meisten täten, und am allermeisten diejenigen, die die höchste Ehre genössen. Die marterten oft noch dazu die Armut und Unschuld aus Mutwillen, das sei seine Art nicht, er teile manchmal noch den armen Leuten mit. Ein Heiliger freilich, der stillhalte, wenn er geschlagen würde und für seine Peiniger bete und dergleichen, ein solcher sei er nicht, von den gemeinen Menschen verlange Gott das aber auch nicht, sondern habe ihnen kräftige Muskeln und Verstand gegeben, sich zu wehren und sich selbst zu helfen.

Sie waren unter solchen Gesprächen an das Ende des Waldes gekommen und sahen den Ort Woltorp mit roten Dächern über der schwarzen Erde flammen, als Spee sagte, es sei ihm seltsam kühl um die Brust, er habe wohl eine kleine Wunde empfangen und fühle sich schwach, er fürchte vom Pferde zu fallen. Der Mann wollte ihn verbinden, er verstehe sich gut darauf; aber Spee meinte, das sei unnötig, nur einen Schluck Wein wolle er nehmen; denn er sehe, daß jener eine Flasche am Gurt hängen habe. Nachdem er getrunken hatte, gab er seinem Begleiter, der sich im Dorfe nicht sehen lassen wollte, die Hand und nahm Abschied von ihm.

## II

In einem Waldtal im oberen Elsaß suchte ein zwölfjähriges Mädchen Schwämme, Beeren und Reisig; [0] aber sie mußte weiter gehen als gewöhnlich, denn in der Nähe des Dorfes gab es nichts mehr. Ohnehin hatte sie es auf eine andere Beute abgesehen als Holz und Beeren, eine, die nur in der Schlucht gewonnen werden konnte, wohin sie sich allein noch nie getraut hatte. Die alte Frau, bei der sie wohnte, da ihre Eltern gestorben oder doch verschwunden waren, hatte ihr erzählt, wie vor Jahren alle Bewohner des Dorfes, damals drei- oder viermal so viel wie jetzt, bei Annäherung der Soldaten in den Wald geflohen waren. Es war ein heißer Tag gewesen, und mit den Flüchtenden zog ein schweres Gewitter; aber in der Angst und Trauer beachtete es niemand. Auch des Mädchens Mutter war mit dabei gewesen, das etwa zweijährige Kind auf den Armen, und der Pfarrer, der ein Kruzifix und den goldenen Abendmahlskelch unter seinem schwarzen Mantel trug. In der Schlucht hatte der Pfarrer zu seinem neben ihm gehenden Enkel gesagt, an diesem verborgenen Ort wolle er die Heiligtümer [9] eingraben, die Erde könne sie zu dieser Zeit, wo keiner seines armen Lebens sicher sei, besser hüten als er. Mit Hilfe des Knaben grub er ein Loch, legte Kreuz und Kelch hinein, häufte Erde darüber und war im Begriff aufzustehen, als hinter ihm ein paar Soldaten auftauchten, ihn anpackten und fragten, was er da treibe.[5] Wie er ihnen wehren wollte, die vermeintlichen Schätze auszugraben, stachen sie den guten alten Mann ins Herz, so daß er auf der Stelle tot umfiel, und würden es mit dem Knaben

ebenso gemacht haben, wenn Gott sie nicht gehindert hätte. Es stürzte nämlich, wie wenn ein feuriges Schwert vom Himmel geschleudert würde, ein Blitz durch die sausenden Baumkronen und fällte den Mörder, worüber seine Kameraden sich so entsetzten, daß sie davonliefen. So habe der Enkel des Pfarrers den Vorgang erzählt.

Das kleine Mädchen konnte nicht begreifen, warum man den versenkten Schatz nicht wieder ausgegraben habe, und beruhigte sich nicht damit, daß man es mehrmals, aber vergeblich versucht habe. Während des langen Aufenthalts im Walde bis zum Beginn des Winters war eine Seuche ausgebrochen, an der neben vielen anderen auch der Enkel des ermordeten Pfarrers gestorben war; so konnte niemand die Stelle bezeichnen. Weder die Leiche des Pfarrers noch die des Soldaten waren bei der Rückkehr mehr in der Schlucht gewesen.

An diesem Tage war es dem Mädchen geglückt, einen alten zerbrochenen Spaten in einer Scheune aufzufinden, und mit dem Werkzeug ausgerüstet, wollte sie es versuchen, die Kostbarkeiten ans Licht zu bringen.

Als sie in die Schlucht kam, überlief sie ein Frösteln; es war dunkel und feucht und still wie in einer Höhle. Kein Vogel piepte, kein Blatt rührte sich an den Bäumen, und keins raschelte zu ihren Füßen, wo sie eine schlüpfrige Decke bildeten. Es roch nach Herbst und Verwesung;[18] wie sie sich daran gewöhnt hatte, fühlte sie sich wunderlich wie in einen Traum davon verschlungen. Nach einer Weile weitete sich die Schlucht ein wenig und lud zu einem Aufenthalte ein; es schien ihr, dies könne die richtige Stelle sein. Sie setzte sich

auf einen morschen, moosgrünen Baumstamm, den einmal ein Sturm entwurzelt haben mochte, und sah sich um; es war da mitten im Dickicht ein Fleck, wo kein Kraut oder Strauch wuchs; da, dachte sie, könnte der arme Pfarrer gegraben haben. Je länger sie nach der Stelle hinblickte, desto bestimmter glaubte sie daran; es war ihr fast, als sähe sie das Gold des Kelches, rötlich wie die Sonne, die pechschwarze Erde durchglühen. Nun mußte sie sich entschließen, was sie tun wollte, wenn sie den Schatz gehoben hatte.

Daß sie nicht ins Dorf zurück wollte, stand ihr fest; einen Pfarrer gab es nicht mehr, da sie behaupteten, in einer so armen Gemeinde nicht bestehen zu können, und die alte Frau, bei der sie wohnte, würde die Kostbarkeiten aus Furcht sogleich wieder vergraben haben. Also wollte sie fort, sich bis zur nächsten Stadt durchbetteln und ihren Schatz verkaufen; dann würde sie reich sein, sich satt essen, schöne Kleider anziehen, und diejenigen, die sie früher geschlagen und mißhandelt hatten, würden sich vor ihr bücken und ihr schmeicheln. Sie würde die Frau irgendeines großen Herrn werden, dann konnte sie in die Welt hinaus und ihren Vater und ihre Mutter suchen, von denen sie nicht glaubte, daß sie tot wären. Ihr Vater war, als sie noch ganz klein war, unter die Soldaten gegangen, ihre Mutter hatte sich in der Not und Verzweiflung [13] einmal aufgemacht, ihn zu suchen, und war nicht wiedergekommen. Noch erinnerte sie sich an die großen braunen Augen ihrer Mutter und an ihr Entsetzen, als sie sie zum ersten Male im Schlaf geschlossen gesehen hatte; denn sie hatte ein dunkles Gefühl, als hänge die Welt an diesen Augen und müsse mit ihnen zugrunde gehen. Sin-

nend sah sie an den glatten Buchenstämmen und an der Wand der Schlucht in die Höhe und bemerkte, daß oben an ihrem Rande ein gelbes Blatt von der Sonne beschienen war und funkelte wie ein Flämmchen, an dem man sich wärmen könnte.

Sie sprang auf und begann zu graben. Bei der Arbeit wuchs ihr die Kraft, so daß die Erde flog, und zugleich wurde ihre Hoffnung entschiedener, und sie glaubte jedesmal, wenn der Spaten auf einen Stein oder eine Wurzel stieß, es wäre das Kreuz oder der Kelch. Allmählich erlahmte sie ein wenig, und indem sie sich aufrichtete und die Haare aus dem Gesicht strich, sah sie, daß das gelbe Blatt am Rande der Schlucht nicht mehr glänzte; die Sonne war weitergerückt, und es mochte schon auf den Abend zugehen. Mit der Enttäuschung wurde sie sich bewußt, daß es sie hungerte; aber noch wollte sie die Hoffnung nicht aufgeben, sondern weitergraben, obwohl es ihr nicht glaublich schien, daß das Versteck so tief sein sollte. Wie sie sich bückte, um die Arbeit wieder aufzunehmen, hörte sie einen behutsamen Schritt hinter sich auf den nassen Blättern.

Sie hielt inne, und das Bild des armen Pfarrers stieg vor ihr auf, wie er, von seinen grauen Haaren umflattert, hastig die Erde über seinen Heiligtümern aufschüttete. War er es, der hier umging, um sie zu behüten? Oder war es der von Gottes Hand getroffene Mörder, den der Geruch des vergossenen Blutes aus dem Grabe an diese Stätte zog? Zitternd wandte sie sich um und erblickte hinter sich ein Tier, das ihr wie ein Hund vorkam, und das die blutigen Augen starr und gierig auf sie richtete. Plötzlich fiel ihr ein, daß es der Wolf sein

müßte, der in einer der letzten Nächte bis in das Dorf gekommen war; die alte Frau hatte gebetet, als sie sein heiseres Bellen gehört hatte, und selbst die Männer fürchteten sich vor ihm. Wie würden sie staunen, wenn Gott ihr beistand und sie, das Mädchen, den Feind erlegte! Da sah sie, wie die schwarzen, triefenden Lippen des Tieres sich schnuppernd bewegten und die starken weißen Zähne herausschienen; ihr Herz zog sich kläglich zusammen, sie dachte an die braunen Augen ihrer Mutter, und wie verlassen sie war. Sie vermochte weder zu rufen noch aufzustehen; wie nun aber das Tier zusprang, faßten ihre kleinen Hände unwillkürlich den Spaten fester, und sie setzte sich zur Wehr. Sie kämpfte mit dem ganzen Körper und fühlte eine unerschöpfliche Kraft; da drängte sich der häßliche, borstige Kopf an ihre Kehle, und als sie mit beiden Händen nach ihm griff, um ihn wegzustoßen, verging ihr die Besinnung.

## 26. ERINNERUNGEN VERDIS

(Aus: Franz Werfel, „Verdi, Roman der Oper," Paul Zsolnay Verlag, Berlin, Wien, Leipzig 1924. Seite 326–329.)

Franz Werfel (geb. 1890) ist ein Hauptvertreter [0] der expressionistischen Lyrik, sprachlich von Rilke beeinflußt. Auch seine Dramen („Spiegelmensch," „Bocksgesang" u. a.) gehören in hohem Maße der expressionistischen Richtung an.

All sein Dichten ist religiös, revolutionär und prophetisch von einer neuen Zeit kündend [0] („Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig" Novelle 1920)

Neuerdings hat sich Werfel ganz vom Expressionismus losgesagt.

Sein letzter Roman „Verdi" (1924), in dem er den Unterschied italienischer und deutscher Musik behandelt, bedeutet ebenso wie sein Drama „Juarez und Maximilian" (1924) eine Wendung zur Geschichte.

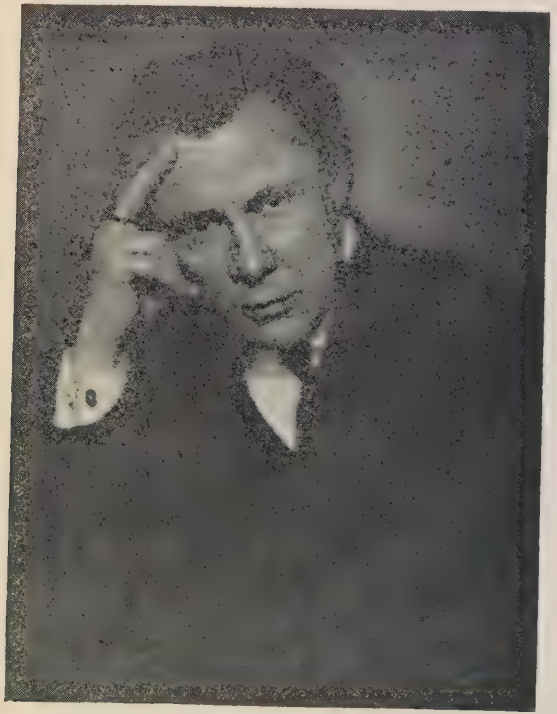
Werfels Werke sind zum größten Teil ins Englische übertragen. Verschiedene seiner Dramen wurden in New York von der Theatre Gild aufgeführt.

Draußen dröhnt das Nebelhorn eines Dampfers. Auseinanderfallend [0] plärrt ein Strauß von Gelächtern empor.

Die Gedanken des Maestro * gleiten zum Tod, zum Tode gleiten die Bilder.

Er steht im Zimmer mit den beiden Gitterbettchen, in denen seine Kinder fiebern. Die junge Mutter schleicht umher. Sie schwankt vor Ermüdung [14] schlafloser Nächte. Aber wie soll sie denn ausruhn? Das schläfrige Dienstmädchen schlürft durch die Küche. Die ist keine Hilfe. — Und er sieht Margherita Wasser holen, Wasser wärmen, Schüsseln füllen,

* „Maestro" italienisch für „Meister." In Italien braucht man „Maestro" (= lateinisch „Magister," englisch „master") auch für Schullehrer.



Walter von Molo
Lendval Direksen

Ricarda Huch
*(Durch den Insel Verlag, Leipzig)*

Tücher einweichen, die Speise für die Kinder rühren. Aus der Küche ins Zimmer, aus dem Zimmer in die Küche. Wie wenig erleichtert er ihr's durch seine ungeschickte Handreichung. [14]

Aber wie groß auch das Elend ist, jetzt nach unendlichen Jahrzehnten wieder fühlt er das Weib in seinem heiligsten durchleuchtetsten Werk, das Weib ohne jede Fraglichkeit, [15] die Mutter in der Glorie. Und er weiß auch, daß selbst in diesen Ängsten, in dieser schmerzlichen Einigkeit des Hauses das einzige Glück des Mannes ruht, das erdgewollte und gottgesetzte [0] Glück, vor dem Ruhm und Kunst, diese unseligen Nachtfeuer der Schiffbrüchigen, nichts gelten.

Und sie? Die nichts anderes hat als die hundert Schmerzen, Gleichgültigkeiten,[15] das Ungemach des Alltags [0]; die in so kleinen Verhältnissen leben muß, nicht wie reiche Frauen des Luxus, die Entzückungen [14] der Mode, der Gesellschaft, der Trägheit genießen darf? Wie bedürftig ist sie doch, diese Mutter in der Glorie? Er hat die Arbeit, die berauschende Hoffnung, die Gier nach Größe. Sie aber hat neben ihrer täglichen Sorge nichts als die unbefriedigte Mißstimmung [14] eines besessenen Anfängers, dem alles zu langsam geht, der bittere Fehlschläge erlebt, Viertelerfolge [0], von jedem lauen Wort, von hundert vermeintlichen Ablehnungen sich verletzt dünkt. O, er sieht die Größe ihrer Entsagung, ihren heiligen Unegoismus,[0] und wie sie wiederum ins Zimmer tritt, will er sie umarmen.

Da fängt das Töchterchen, das dreijährige, zu weinen an, mit den tief-vorwurfsvollen Lauten der leidenden Kinder und Tiere, die der selig-gefühllosen Nacht noch so nahe sind.

Margherita läuft zu dem Mädchen und trotz ihrer Todmüdigkeit [15] erzählt sie, schwätzt sie, singt sie, um das Kind zu beruhigen. [14]

Aber der Knabe, an dessen Bett er selbst sitzt, Icilio weint nicht. Er liebt den Erstgeborenen wie ein guter Bauer sein erstes Kind liebt. Der Knabe atmet in kurzen, flachen, raschen Stößen, sein Gesichtchen fiebert braunrot, die Hände, zu Fäusten geballt, schlagen die Bettdecke. Er sieht den Sohn und sein eigenes Herz, das Herz des jungen Musikers, das Herz des alten Maestro auf dem Divan jagt im Takte mit dem Puls des fiebernden Kindes.

Plötzlich und nur für einen Augenblick vermischt sich mit der Erinnerung der heute gelebte Tag, und der Maestro weiß in dieser Sekunde nicht, ob er seinen eigenen Knaben sieht oder den kleinen Hans Fischböck.*

Aber jetzt fühlt er, wie er in einem furchtbaren Schrecken das Kind aus dem Bett reißt und es an sich drückt, als wäre die Berührung [14] mit seinem Leib das einzige Mittel der Rettung. Denn von der Stirn des Kleinen ist die Röte gewichen †, und verdächtig gurgelt der Atem. Er preßt die zukkenden, brennenden Gliedchen an sich und muß spüren, wie die Gelenke sich immer unnatürlicher strecken, muß hören, wie die Atemzüge immer unregelmäßiger werden. Mit aller Kraft stemmt er sich gegen die Erinnerung an den schauerlichen Moment, wo dem letzten röchelnden Hauch kein neuer mehr folgt.

* Das Kind eines halb verrückten Komponisten, der im Roman eine wesentliche Rolle spielt, und dem Verdi aus seiner Not hilft.

† Disappeared.

Es gelang dem Maestro zur rechten Zeit, zu sich zu kommen. Ein Hustenkrampf [0] hatte ihn erfaßt. Draußen sangen einige Matrosen. Irgend ein Lichtschein zog majestätisch über die Wand . . .

## 27. SCHILLERS FLUCHT

(Aus: Walter von Molos „Schiller-Roman," I. Teil. Verlag: Albert Langen, München. 59. Tausend 1926.)

Walter von Molo (geb. 1880) ist neben der bedeutenderen Ricarda Huch der wichtigste Vertreter des modernen deutschen Geschichtsromans. Nach dem 4 bändigen Schillerroman (1912/15) erschien seine Romantrilogie „Ein Volk wacht auf" (1918/21), worin er die Zeit der Napoleonischen Eroberungen und der Befreiungskriege behandelt. 1927 veröffentlichte Molo einen Christusroman, „Die Legende vom Herrn," dem bald ein Lutherroman folgen soll.

Molos Romane sind in eine Folge von kurzen Szenen aufgelöst. Man kann diese Form mit Recht den dramatischen Roman nennen, zumal die einzelnen Szenen gern in Dialog umgesetzt werden. Abgesehen von der lakonischen Knappheit der Beschreibung des Details ist diese Romantechnik impressionistisch.

Die folgenden Seiten geben drei Momentbilder aus Schillers Flucht.

Hügelab, hügelauf wanderte Schiller; in seinen Ohren brauste das beleidigte Blut. „Meine Knochen sollen nicht in Schwaben verfaulen! In Berlin, in Mannheim, überall ist die Welt; hier ist ein tyrannischer Dummkopf!* Weg!!" Schillers Schritt lief der Solitüde zu.

Der Vater war knurrig und hatte die Gicht, die Mutter weinte, nur die Phine † erschien stark und gefaßt. Sie sollte es als erste wissen. Sie nickte und küßte ihn auf die Stirn; scheu sah sie ihr kleines, einsames Leben herankriechen, nun da ihr Hoffnungsschimmer von ihr ging. Doch kühner ist die Frau im Alltag, wenn es den Entschluß um innere Güter gilt.

* Gemeint ist Herzog Karl, der dem jungen Schiller das Schreiben revolutionärer Dramen verbot.

† Christophine, Schillers Schwester.

„Geh, Fritz, geh! Werd' ein Mensch für die Ewigkeit; auch Vater lief dem dummen Schicksal davon, als er jung war; ihm gelang's nicht; dir wird's gelingen! Dem Streicher * sag', daß ich ihm die Hände küssen möchte, er lebt sich durch sein Samariterwerk in die bleibende Weltgeschichte. Die Mutter will ich schon vorbereiten; aber der Vater darf nichts wissen! . . ."

„Nein, Phine, der begriff' mich nicht; er muß auch r e i n vor dem Herzog stehen, sonst schassiert † ihn der!"

Heiß brannte der Abschiedskuß in der Küche.

Mutterarme sind drückende Lasten, wenn sie zum Lebewohl auf Jünglingsschultern ruhen. „Du bist mir alles, Fritz, was ich vom Leben hab'! Doch geh! Der Mensch ohne innere Zufriedenheit ist kein Mensch! Such' dir neue Eltern — neue Geschwister — im — fremden Land . . ." Haltlos weinte die Mutter; sie zwang die Worte weiter mit zerreißender Qual: „Sieh nicht zurück! Brüder und Schwestern sind die Menschen überall; dich werden sie hören!" Lange hielt sie ihn umschlungen. — „Geh, geh," die Türe fiel zu, die Mutter sank zu Boden und grüßte mit verlegen-schmerzlichem Lächeln, das ihn trösten wollte, den Schall seiner entfernenden Tritte.

„Füg' Er ‡ sich und denk' Er endlich auch an Seine Familie!" sagte Vater Schiller in der guten Stube. „Der Ludwigsburger Garteninspektor hat die Sache angezettelt, um an meine Stelle zu rücken; soll das sein? Liefer' Er mich

* Andreas Streicher, Tonkünstler, guter Freund Schillers.

† Von französisch „chasser." Hier = to dismiss.

‡ Die 3. Pers. Sg. wurde im 18. Jahrhundert zur direkten Anrede gebraucht.

meinen Feinden nicht aus; ich hab' noch andere Kinder zu versorgen! Bedenke Er, was wir für Ihn für Opfer brachten! Alles könnte noch gut werden, wenn Er nur endlich sein Hirn zur Ruhe schraubte. Man muß sich nach der Decke strecken. * Wir leben in unserer Zeit und können nicht drüber weg. Fritz! Gib' Er mir Sein Ehrenwort, daß Er zu Stuttgart nimmer Literatur treiben wolle, daß Er endlich der Dichtkunst, die die Ungnade über uns gebracht hat, Valet sagt."

„Ja, Herr Vater," antwortete Schiller fest, er sah an der Stubendecke den schwingenden Kerzenrahmen, um den die Fliegen spielten. „Ich geb' Ihnen mein Ehrenwort!"

Kaspar Schillers Augen leuchteten froh und selig. „Er gibt mir Sein Wort?" fragte er, noch einmal mißtrauisch, „Sein Wort, daß Er zu Stuttgart nimmer Literatur treiben wolle und als Medikus der Dichterei entsagen wird?"

„Ja, Herr Vater, das Wort kann ich Ihnen geben." Zitternd vor Freude und heißem Dankgefühl, das aus hart bedrängtem Herzen kam, küßte Kaspar Schiller seinen Sohn auf die Stirn. „Mutter! Mutter!" rief er, wohlgelaunt, weil alles so leicht gegangen war, viel leichter, als er zu hoffen gewagt hatte. „Mutter, Phine, Luise! Bringet Wein! Der Fritz ist vernünftig 'worden!"

Körperlose, blasse Stimmen riefen: „Ja."

„Die Weiber!" lachte Kaspar Schiller, „sie hatten Angst!"

Sie standen in der Türe und hatten die Augen naß. „Weg mit den Tränen!" lachte Kaspar Schiller, „der Fritz ist ver-

* To act according to circumstances; to cut one's coat according to one's cloth.

nünftig 'worden und gibt das Schreiben auf. — Wir haben uns doch leicht und gütig verständigt; nicht Fritz?"

„Ja, Herr Vater."

Der Wein rannte wie ausgerauchtes, körperloses Blut in die spiegelnden Gläser.

„Ich muß bald fort," sagte Schiller, „ich muß sehen, daß ich nach Stuttgart komm', ehe sie mir die Tore sperren."

„Hast du wieder Lazarettdienst?"

„Ja — das auch." —

Petersen * und Professor Abel † saßen im dunkeln Zimmer und horchten. Der nächtige Wind schlich um die steilen Giebel der kleinen Häuser, die Wetterfahnen knarrten. Bewegungslos lauschten sie der eintönigen Weltmusik. Der Nesenbach stank.

Es ging auf zehn Uhr.

„Ich meine, ich hörte sie?" sagte Petersen.

„Es war ein Gassenpatrouillist! Es wird böse Zeit," sprach Professor Abel, er zog das Taschentuch, er schwitzte stark vor Erregung, „bis wir wissen, daß er in Sicherheit sei! Wenn sie ihn arretieren als Deserteur, ist er tot! . . . Dreiundzwanzig Gulden hat der Schiller, damit kommt er nicht weit! Von mir hat er kein Geld genommen. Petersen, wie wird's dem Armen ergehen? Wird der Dalberg ‡ alles erfüllen, was der Schiller von ihm erhofft?"

* Bibliothekar in Stuttgart

† Professor der Philosophie in Stuttgart.

‡ Intendant des Mannheimer Theaters.

„Der Streicher verläßt ihn nicht!“

„Der treue Mensch ist wie Gold.“

„Sie kommen!“

Das Atmen stockte; vorsichtig spähten sie durchs Fenster nieder: über das holprige Pflaster der einsamen Gasse polterte eine zweispännige Kutsche. Zwei Koffer lagen auf dem umgitterten Wagendach festgebunden. Das fahle Licht der wenigen Sterne ließ im Wageninnern zwei blasse Flecke erkennen. Der Wagen rumpelte gegen das Eßlinger Tor. Bleich sah Professor Abel seinen ehemaligen Schüler an. Heiser sagte Petersen: „Der Scharffenstein * hat die Wache! Der Beste im Lande muß fliehen! Sein „Fiesco“ wird ihn wiederbringen.“

Sie reichten sich tiefbewegt die Hände. Schweigend lag die beklemmende Nacht über der Stadt. Das Wagenrollen versank; es lärmte noch einmal auf der steinernen Stadtgrabenbrücke und ward still.

„Halt! Wer da? Unteroffizier, 'raus!“

Schillers Hand fuhr zur Pistole.

„Wer sind die Herren? Wo wollen Sie hin?“

„Doktor Ritter und Doktor Wolf, beide nach Eßlingen reisend,“ sagte Streicher mit ruhiger Stimme; er sah fest ins Licht der entgegengehaltenen Laterne, die der Wachtposten prüfend zum Wagenfenster hob.

Der Unteroffizier notierte die Angaben auf den Passantenzettel, noch einmal sah er herein. Der andere Herr schien

* Offizier in Stuttgart.

zu schlafen: weit stand die Unterlippe vor, die Augenbrauen schlossen sich eng aneinander; der Dreispitz saß tief in der Stirn.

„Passiert!“

Schwerfällig klappten die Torflügel auf. Es wetterleuchtete draußen in der dunklen Weite. Die Pferde gingen langsam durch die Öffnung in der dicken Mauer. Hinter den fernen Bergen fiel ein Blitz. Im hellen Fenster der Wachtstube stand ein schlanker Offizier, hochaufgerichtet; er hob die Hand gegen die Augen. Grüßte er? Weinte er?

„Das war der Scharffenstein!“ Wie ein Wehschrei klang's.

Die Peitsche flog. Mit plötzlichem Ruck zogen die Pferde an. Jäh ging's in die Nacht hinaus, in scharfer Wendung. Der Freiheit, dem Elend, der Ewigkeit zu.

Fern grollte der Donner.

## 28. DIE WELTMINUTE° VON WATERLOO

Aus: Stefan Zweig, „Sternenstunde der Menschheit," Inselbücherei Nr. 165. Abgedruckt im Insel-Almanach auf das Jahr 1928, Seite 112–124.

Stefan Zweig (geb. 1881) „ein Eindruckskünstler* aus der Umwelt Hofmannsthals," ein Meister der Analyse und ein ebenso fesselnder wie künstlerisch ganz überragender Erzähler. Sein Stil ist klar und schlicht, kräftig und reich an plastischen Bildern. Ganz anders als die episch breiten und langen Sätze Thomas Manns und Wassermanns.

Zweig hat sich nicht nur durch seine glänzenden Novellen („Amok"; „Verwirrung der Gefühle") und sein Drama „Jeremias" einen Platz unter den besten deutschen Erzählern und Dichtern gesichert, sondern ist auch als Essayist hervorgetreten. Seine Aufsätze über Hölderlin, Kleist, Nietzsche, Verhaeren, Balzac, Dostojewski, Dickens, Romain Rolland gehören zu dem Besten, was über diese Dichter geschrieben worden ist.

### I

Am 17. Juni um elf Uhr vormittags, einen Tag nach dem Siege bei Ligny,† einen Tag vor Waterloo, übergibt Napoleon dem Marschall Grouchy zum erstenmal ein selbständiges Kommando. Für einen Augenblick, für einen Tag tritt der bescheidene Grouchy aus der militärischen Hierarchie in die Weltgeschichte. Für einen Augenblick nur, aber für welch einen Augenblick! Napoleons Befehle sind klar. Während er selbst auf die Engländer losgeht, soll Grouchy mit einem Drittel der Armee die preußische Armee verfolgen. Ein einfacher Auftrag anscheinend dies, gerade und unverkennbar,

* Impressionist.

† Am 16. Juni wurde die preußische Armee unter Blücher von Napoleon geschlagen und trat den Rückzug auf Brüssel an.

aber doch auch biegsam und zweischneidig wie ein Schwert. Denn gleichzeitig mit jener Verfolgung ist Grouchy geboten, ständig in Verbindung mit der Hauptarmee zu bleiben.

Im strömenden Regen nimmt Grouchy Abschied. Langsam rücken im schwammigen, lehmigen Grund seine Soldaten den Preußen nach, oder in die Richtung zumindest,[0] in der sie Blücher und die Seinen vermuten.

## II

Der nordische Regen strömt ohne Ende. Wie eine nasse Herde trotten im Dunkel die Regimenter Napoleons heran, jeder Mann zwei Pfund Schmutz an seinen Sohlen; nirgends Unterkunft, kein Haus und kein Dach. Das Stroh zu naß, um sich darauf hinlegen zu können — so drücken sich immer zehn oder zwölf Soldaten zusammen und schlafen, aufrecht sitzend, Rücken an Rücken im strömenden Regen. Auch der Kaiser selbst hält keine Rast. Eine fiebrige [0] Nervosität jagt ihn auf und nieder, denn die Rekognoszierungen versagen an der Undurchdringlichkeit [15] des Wetters, Kundschafter melden höchst verworrenen Bericht. Noch weiß er nicht, ob Wellington die Schlacht annimmt, und von Grouchy fehlt Nachricht über die Preußen. So schreitet er selbst um ein Uhr nachts — gleichgültig gegen den sausenden Wolkenbruch — die Vorposten entlang, bis auf Kanonenschußweite an die englischen Biwaks heran, die ab und zu ein dünnes rauchiges Licht im Nebel zeigen, und entwirft den Angriff. Erst mit Tagesgrauen kehrt er in die kleine Hütte Caillou, in sein ärmliches Hauptquartier, zurück, wo er die ersten Depeschen Grouchys findet: unklare Nachrichten über den

Rückzug der Preußen, immerhin aber das beruhigende Versprechen, ihnen zu folgen. Allmählich hört der Regen auf. Ungeduldig geht der Kaiser im Zimmer auf und ab und starrt gegen den falben Horizont, ob nicht endlich sich die Ferne enthüllen wolle und damit die Entscheidung.[14]

Um fünf Uhr morgens — der Regen hat aufgehört — klärt sich auch das innere Gewölk des Entschließens. Der Befehl wird gegeben, um neun Uhr habe sturmbereit [0] die ganze Armee anzutreten. Die Ordonnanzen sprengen in alle Richtungen. Bald knattern die Trommeln zum Sammeln. Nun erst wirft sich Napoleon auf sein Feldbett, zwei Stunden zu schlafen.

## III

Neun Uhr morgens. Aber die Truppen sind noch nicht vollzählig beisammen. Der von dreitägigem Regen durchweichte Grund erschwert jede Bewegung und hemmt das Nachrücken der Artillerie. Endlich sind die Truppen bereit, und nun, ehe die Schlacht beginnt, reitet noch einmal Napoleon auf seiner weißen Stute die ganze Front entlang. Die Adler auf den Fahnen senken sich nieder wie unter brausendem Wind, die Reiter schütteln martialisch ihre Säbel, das Fußvolk hebt zum Gruß seine Bärenmützen auf die Spitzen der Bajonette. Alle Trommeln rollen frenetischen Wirbel, die Trompeten stoßen ihre scharfe Lust dem Feldherrn entgegen, aber alle diese funkelnden Töne überwogt donnernd der über die Regimenter hinrollende, aus siebzigtausend Soldatenkehlen sonor brausende Jubelschrei: „Vive l'Empereur!“

Keine Parade der zwanzig Napoleonsjahre war großartiger und enthusiastischer als diese seine letzte. Kaum sind die Rufe verhallt, um elf Uhr — zwei Stunden später als vorausgesehen, um zwei verhängnisvolle Stunden zu spät — ergeht an die Kanoniere der Befehl, die Rotröcke * am Hügel niederzukartätschen.[0] Dann rückt Ney, „le brave des braves“ † mit dem Fußvolk vor; die entscheidende Stunde Napoleons beginnt.

Von elf bis ein Uhr stürmen die französischen Regimenter die Höhen, nehmen Dörfer und Stellungen, werden wieder verjagt, stürmen wieder empor. Schon bedecken zehntausend Tote die lehmigen, nassen Hügel des leeren Landes, und noch nichts ist erreicht, als Erschöpfung [14] hüben und drüben. Beide Heere sind ermüdet, beide Feldherrn beunruhigt. Beide wissen, daß dem der Sieg gehört, der zuerst Verstärkung empfängt, Wellington von Blücher, Napoleon von Grouchy. Immer wieder greift Napoleon nervös zum Teleskop, immer neue Ordonnanzen jagt er hinüber; kommt sein Marschall rechtzeitig heran, so leuchtet über Frankreich noch einmal die Sonne von Austerlitz.

## IV

Grouchy, der unbewußt Napoleons Schicksal in Händen hält, ist indessen befehlsgemäß [0] am 17. Juni abends aufgebrochen und folgt in der vorgeschriebenen Richtung den Preußen. Der Regen hat aufgehört. Sorglos, wie in Friedensland, schlendern die jungen Kompagnien dahin, die gestern zum ersten Mal Pulver geschmeckt haben; aber noch immer

* Red-coats — British soldiers. † „Der Tapfere der Tapferen.“

zeigt sich kein Feind, noch immer ist keine Spur zu finden von der geschlagenen Armee.

Da plötzlich, gerade wie der Marschall in einem Bauernhaus ein rasches Frühstück nimmt, schüttert leise der Boden unter ihren Füßen. Sie horchen auf. Wieder und wieder rollt dumpf und schon verlöschend der Ton heran. Kanonen sind das, feuernde Batterien von ferne, doch nicht gar zu ferne, höchstens drei Stunden weit. Ein paar Offiziere werfen sich nach Indianerart auf die Erde, um deutlich die Richtung zu erlauschen. Stetig und dumpf dröhnt dieser ferne Schall. Es ist die Kanonade von Saint-Jean, der Beginn von Waterloo. Grouchy hält Rat. Heiß und feurig verlangt Gerard, sein Unterbefehlshaber: „Il faut marcher au canon," rasch hin in die Richtung des Geschützfeuers! Ein zweiter Offizier stimmt zu: hin, nur rasch hinüber! Es ist für sie alle zweifellos, daß der Kaiser auf die Engländer gestoßen ist und eine schwere Schlacht begonnen hat. Grouchy wird unsicher. An Gehorchen gewöhnt, hält er sich ängstlich an das geschriebene Blatt, an den Befehl des Kaisers, die Preußen auf ihrem Rückzug zu verfolgen. Gerard wird heftiger, als er sein Zögern sieht. „Marchez au canon." Wie ein Befehl klingt die Forderung des Unterkommandanten vor zwanzig Offizieren und Zivilisten, nicht wie eine Bitte. Das verstimmt Grouchy. Er erklärt härter und strenger, nicht abweichen zu dürfen von seiner Pflicht, solange keine Gegenorder vom Kaiser eintreffe. Die Offiziere sind enttäuscht, und die Kanonen poltern in ein böses Schweigen.

Da versucht Gerard sein Letztes: er bittet flehentlich, wenigstens mit seiner Division und etwas Kavallerie hinüber

auf das Schlachtfeld zu dürfen, und verpflichtet sich, rechtzeitig zur Stelle zu sein. Grouchy überlegt. Er überlegt eine Sekunde lang.

## V

Eine Sekunde überlegt Grouchy, und diese eine Sekunde formt sein eigenes Schicksal, das Napoleons und das der Welt. Sie entscheidet, diese Sekunde im Bauernhaus von Walhaim über das ganze neunzehnte Jahrhundert, und sie hängt an den Lippen — Unsterblichkeit! — eines recht braven, recht banalen Menschen, sie liegt flach und offen in den Händen, die nervös die verhängnisvolle Order des Kaisers zwischen den Fingern knittern. Könnte Grouchy jetzt Mut fassen, kühn sein, ungehorsam der Order aus Glauben an sich und das sichtliche Zeichen, so wäre Frankreich gerettet. Aber der subalterne Mensch gehorcht immer dem Vorgeschriebenen und nie dem Anruf des Schicksals.

So winkt Grouchy energisch ab. Nein, das wäre unverantwortlich, ein so kleines Korps noch einmal zu teilen. Seine Aufgabe gebietet, die Preußen zu verfolgen, nichts als dies. Und er weigert sich, gegen den Befehl des Kaisers zu handeln. Die Offiziere schweigen verdrossen. Es entsteht eine Stille um ihn. Und in ihr entschwebt unwiderruflich, was Worte und Taten dann nie mehr fassen können — die entscheidende Sekunde. Wellington hat gesiegt.

## VI

Unterdessen ist es ein Uhr geworden. Vier Attacken sind zwar zurückgeworfen, aber sie haben das Zentrum Welling-

tons empfindlich aufgelockert; schon rüstet Napoleon zum entscheidenden Sturm. Er läßt die Batterien vor Belle-Alliance verstärken, und ehe der Dampf der Kanonade seinen wolkigen Vorhang zwischen die Hügel zieht, wirft Napoleon noch einen letzten Blick über das Schlachtfeld.

Da bemerkt er nordöstlich einen dunkel vorrückenden Schatten, der aus den Wäldern zu fließen scheint: neue Truppen! Sofort wendet sich jedes Fernglas hin: ist es schon Grouchy, der kühn den Befehl überschritten hat und nun wunderbar zur rechten Stunde kommt? Nein, ein eingebrachter Gefangener meldet, es sei die Vorhut der Armee des Generals von Blücher, preußische Truppen. Zum ersten Mal ahnt der Kaiser, jene geschlagene preußische Armee müsse sich der Verfolgung entzogen haben, um sich vorzeitig mit den Engländern zu vereinigen, indes ein Drittel seiner eigenen Truppen nutzlos im Leeren herummanövriere. Sofort schreibt er einen Brief an Grouchy mit dem Auftrag, um jeden Preis die Verbindung aufrechtzuerhalten und die Einmengung [14] der Preußen in die Schlacht zu verhindern.

Zugleich erhält der Marschall Ney die Order zum Angriff. Wellington muß geworfen werden, ehe die Preußen eintreffen: kein Einsatz scheint mehr zu verwegen bei so plötzlich verringerten Chancen. Nun folgen den ganzen Nachmittag jene furchtbaren Attacken auf das Plateau mit immer frisch vorgeworfener Infanterie. Immer erstürmen sie die zerschossenen [0] Dörfer, immer werden sie wieder herabgeschmettert, immer wieder erhebt sich mit flatternden Fahnen die Welle gegen die schon zerhämmerten [0] Karrees. Aber noch immer hält Wellington stand, und noch immer kommt keine Nach-

richt von Grouchy. „Wo ist Grouchy? Wo bleibt Grouchy?“ murmelt der Kaiser nervös, wie er den Vortrab der Preußen allmählich eingreifen sieht. Auch die Befehlshaber unter ihm werden ungeduldig. Und entschlossen, gewaltsam ein Ende zu machen, schleudert Marschall Ney mit einem Wurf die ganze französische Kavallerie in einer einzigen Attacke heran. Zehntausend Kürassiere und Dragoner versuchen diesen fürchterlichen Todesritt, zerschmettern die Karrees, hauen die Kanoniere nieder und sprengen die ersten Reihen. Zwar werden sie selbst wieder herabgedrängt, aber die Kraft der englischen Armee ist im Erlöschen, die Faust, die jene Hügel umkrallt,[0] beginnt sich zu lockern. Und wie nun die dezimierte französische Kavallerie vor den Geschützen zurückweicht, rückt die letzte Reserve Napoleons, die Alte Garde, schwer und langsamen Schrittes heran, um den Hügel zu stürmen, dessen Besitz das Schicksal Europas verbürgt.

## VII

Vierhundert Kanonen donnern ununterbrochen seit Morgen auf beiden Seiten. An der Front klirren die Kavalkaden der Reiterei gegen die feuernden Karrees, Trommelschläge prasseln auf das dröhnende Fell, die ganze Ebene bebt vom vielfältigen Schall. Aber oben auf den beiden Hügeln horchen die beiden Feldherrn über das Menschengewitter hinweg. Sie horchen beide auf leiseren Laut.

Zwei Uhren ticken leise wie Vogelherzen in ihrer Hand über die gewitternden Massen. Napoleon und Wellington, beide greifen sie ununterbrochen nach dem Chronometer und zählen die Stunden, die Minuten, die ihnen jene letzte entschei-

dende Hilfe bringen muß. Wellington weiß Blücher nah, und Napoleon hofft auf Grouchy. Beide haben sie keine Reserven mehr, und wer zuerst eintrifft, hat die Schlacht entschieden. Beide spähen sie mit dem Teleskop nach dem Waldrand, wo jetzt wie ein leichtes Gewölk der preußische Vortrab zu erscheinen beginnt. Aber sind es nur Plänkler oder die Armee selbst, auf ihrer Flucht vor Grouchy? Schon leisten die Engländer nur mehr letzten Widerstand, aber auch die französischen Truppen ermatten. Wie zwei Ringer keuchend, stehen sie mit schon gelähmten Armen einander gegenüber, atemholend, ehe sie einander zum letzten Male fassen: die unwiderrufliche Runde der Entscheidung ist gekommen.

Da endlich donnern Kanonen auf der Flanke der Preußen: Geplänkel, Füsilierfeuer! „Enfin Grouchy!" Endlich Grouchy! atmet Napoleon auf. Im Vertrauen auf die nun gesicherte Flanke, sammelt er seine letzte Mannschaft und wirft sie noch einmal gegen Wellingtons Zentrum, den englischen Riegel vor Brüssel zu zerbrechen, das Tor Europas aufzusprengen.

Aber jenes Gewehrfeuer war bloß ein irrtümliches Geplänkel, das die anrückenden Preußen, durch die andere Uniform verwirrt, gegen die Hannoveraner begonnen: bald stellen sie das Fehlfeuer ein, und ungehemmt, breit und mächtig quellen jetzt ihre Massen aus der Waldung hervor. Nein, es ist nicht Grouchy, der mit seinen Truppen anrückt, sondern Blücher, und damit das Verhängnis. Die Botschaft verbreitet sich rasch unter den kaiserlichen Truppen, sie beginnen zurückzuweichen, in leidlicher Ordnung noch. Aber Wellington erfaßt den kritischen Augenblick. Er reitet bis

an den Rand des siegreich verteidigten Hügels, lüftet den Hut und schwenkt ihn über dem Haupt gegen den weichenden Feind. Sofort verstehen die Seinen die triumphierende Geste. Mit einem Ruck erhebt sich, was von englischen Truppen noch übrig ist, und wirft sich auf die gelockerte Masse. Von der Seite stürzt gleichzeitig preußische Kavallerie in die ermattete, zertrümmerte Armee: der Schrei gellt auf, der tödliche: „Sauve qui peut!“ * Ein paar Minuten nur, und die Grande Armee ist nichts mehr als ein zügellos jagender Angststrom, der alles, auch Napoleon selbst, mitreißt. Nur die einbrechende Nacht rettet dem Kaiser Leben und Freiheit. Aber der mitternachts dann, verschmutzt und betäubt, in einem niedern Dorfwirtshaus müde in den Sessel fällt, ist kein Kaiser mehr. Sein Reich, seine Dynastie, sein Schicksal sind zu Ende: die Mutlosigkeit eines kleinen, unbedeutenden Menschen hat zerschlagen, was der Kühnste und Weitblickendste in zwanzig heroischen Jahren erbaut.

## VIII

Kaum schmettert der englische Angriff Napoleon nieder, so jagt ein damals fast Namenloser auf einer Extrakalesche [0] die Straße nach Brüssel und von Brüssel an das Meer, wo ein Schiff seiner wartet. Er segelt hinüber nach London, um dort vor den Stafetten der Regierung einzutreffen, und es gelingt ihm, dank der noch unbekannten Nachricht, die Börse zu sprengen: es ist Rothschild, der mit diesem genialen Zug ein anderes Kaiserreich begründet, die Dynastie des

* Rette sich, wer kann!

Geldes. Am nächsten Tage weiß England um den Sieg und weiß Paris um die Niederlage; schon dröhnen in Brüssel und Deutschland die Siegesglocken.

Nur einer weiß am nächsten Morgen noch nichts von Waterloo, obzwar nur vier Stunden weit von dem Schicksalsort: der unglückselige Grouchy.

## (f) Die Wendung zur religiösen Legende

### 29. EIN MÄRCHEN VOM TOD

(Aus: Rainer Maria Rilke „Geschichten vom lieben Gott" Insel-Verlag Leipzig 1920, Seite 129–133.)

Rainer Maria Rilke (1875–1926) ist fast ausschließlich Lyriker („Das Stundenbuch" 1906, „Das Buch der Bilder" 1902 u. a.) Er gehört in den Kreis Stefan Georges. (Vgl. das Georgesche Gedicht in Schaeffers „Heimweh.")

Das hier abgedruckte Märchen ist einer kleinen Prosasammlung dunklen und tiefsinnigen Inhalts entnommen.

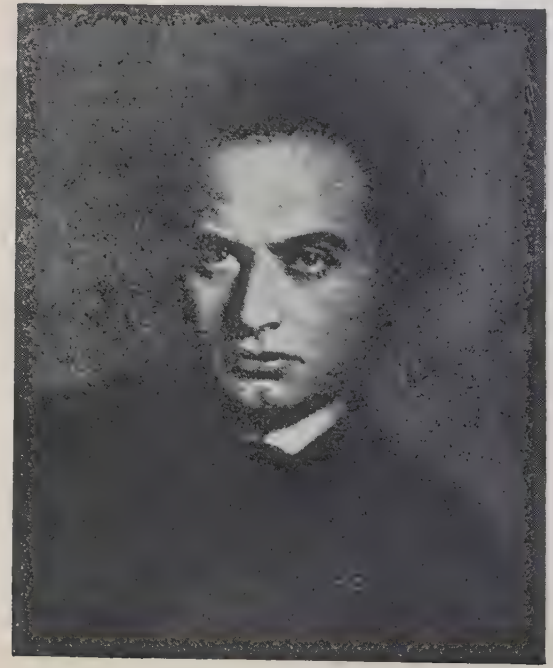
„Es waren zwei Menschen, ein Mann und ein Weib, und sie hatten einander lieb. Liebhaben, das heißt nichts annehmen, von nirgends, alles vergessen und von einem Menschen alles empfangen wollen, das was man schon besaß und alles andere. So wünschten es die beiden Menschen gegenseitig. Aber in der Zeit, im Tage, unter dem vielen, was alles kommt und geht, oft ehe man eine wirkliche Beziehung dazu gewinnt, läßt sich ein solches Liebhaben gar nicht durchführen, die Ereignisse kommen von allen Seiten, und der Zufall öffnet ihnen jede Tür.

„Deshalb beschlossen die beiden Menschen, aus der Zeit in die Einsamkeit zu gehen, weit fort vom Uhrenschlagen und von den Geräuschen der Stadt. Und dort erbauten sie sich in einem Garten ein Haus. Und das Haus hatte zwei Tore, eines an seiner rechten, eines an seiner linken Seite. Und das rechte Tor war des Mannes Tor, und alles Seine sollte durch dasselbe in das Haus einziehen. Das linke aber war das Tor

des Weibes; und was ihres Sinnes war, sollte durch seinen * Bogen eintreten. So geschah es. Wer zuerst erwachte am Morgen, stieg hinab und tat sein Tor auf. Und da kam dann bis spät in die Nacht gar manches herein, wenn auch das Haus nicht am Rande des Weges lag. Zu denen, die zu empfangen verstehen, kommt die Landschaft ins Haus und das Licht und ein Wind mit einem Duft auf den Schultern und viel anderes mehr. Aber auch Vergangenheiten, Gestalten, Schicksale traten durch die beiden Tore ein, und allen wurde die gleiche, schlichte Gastlichkeit zuteil, so daß sie meinten, seit immer in dem Heidehaus gewohnt zu haben. So ging es eine lange Zeit fort, und die beiden Menschen waren sehr glücklich dabei. Das linke Tor war etwas häufiger geöffnet, aber durch das rechte traten buntere Gäste ein. Vor diesem wartete auch eines Morgens — der Tod. Der Mann schlug seine Tür eilends zu, als er ihn bemerkte, und hielt sie den ganzen Tag über fest verschlossen. Nach einiger Zeit tauchte der Tod vor dem linken Eingang auf. Zitternd warf das Weib das Tor zu und schob den breiten Riegel vor. Sie sprachen nicht miteinander über dieses Ereignis, aber sie öffneten seltener die beiden Tore und suchten mit dem auszukommen, was im Hause war. Da lebten sie nun freilich viel ärmlicher als vorher. Ihre Vorräte wurden knapp, und es stellten sich Sorgen ein. Sie begannen beide schlecht zu schlafen, und in einer solchen wachen, langen Nacht vernahmen sie plötzlich zugleich ein seltsames, schlürfendes und pochendes Geräusch. Es war hinter der Wand des Hauses, gleich weit entfernt von den beiden Toren, und klang, als ob jemand be-

* *Its!*

Rainer Maria Rilke
Gemälde von Oskar Zwintscher



Franz Werfel
D'Ora, Wien

gänne, Steine auszubrechen, um ein neues Tor mitten in die Mauer zu bauen. Die beiden Menschen taten in ihrem Schrecken dennoch, als ob sie nichts Besonderes vernähmen. Sie begannen zu sprechen, lachten unnatürlich laut, und als sie müde wurden, war das Wühlen in der Wand verstummt. Seither bleiben die beiden Tore ganz geschlossen. Die Menschen leben wie Gefangene. Beide sind kränklich geworden und haben seltsame Einbildungen. Das Geräusch wiederholt sich von Zeit zu Zeit. Dann lachen sie mit ihren Lippen, während ihre Herzen fast sterben vor Angst. Und sie wissen beide, daß das Graben immer lauter und deutlicher wird, und müssen immer lauter sprechen und lachen mit ihren immer matteren Stimmen."

## 30. DAS LETZTE STÜNDLEIN DES PAPSTES INNOCENZ III

(Aus: Heinrich Federer, „Das letzte Stündlein des Papstes," Verlag Eugen Salzer in Heilbronn, 1914. Seite 14–20.)

Heinrich Federer (1866–1928), ein Schweizer Erzähler, kann als einer der besten deutschen Erzähler unsrer Zeit gelten. Seine Kunst ist großenteils Heimatkunst. Seine Novellen haben stets die Schweiz oder Italien zum Hintergrund („Sistoe Sesto," „Lachweiler Geschichten," „Pilatus," „Eine Nacht in den Abruzzen").

Bezeichnend für Federers Dichtung ist der tief religiöse, katholische Grundzug.

Inhalt des ersten Teils der hier abgedruckten Novelle: Der Papst schickt in seiner Todesstunde nach Franziskus von Assisi, dem Bettelmönch. Den ersten Boten, einen Prälaten, weist Franz ab, weil er damit beschäftigt ist, den Kranken im Spital Suppe zu schöpfen. Der zweite Bote, ein Erzbischof, kehrt auch unverrichteter Sache zurück; denn Franz lehrt gerade eine Schar Gassenbuben Geschichten aus der Bibel. Die nächsten Boten, zwei Kardinäle, müssen warten, bis Franziskus einer Spinne das zerrissene Netz geflickt hat. Erst dann, als er weder einen Krüppel, noch ein Kind, noch ein Tierlein sieht, dem er etwas zulieb tun könnte, geht er zum Papst.

Innocenz lag hochauf in den Kissen, dem Fenster und den Bergen von Assisi zugewandt. Und es fiel gerade die Sechsuhrsonne, die tiefgelbe, umbrische,* auf die päpstliche Krone zu Häupten des Bettes. Das Geschmeide flammte auf wie eine zweite Sonne und tauchte das ganze Gemach bis in die hinterste Ecke in einen seltsamen, goldigdunkeln Dunst.

Der Papst horchte auf jeden Tritt, über das Straßenpflaster unter dem Fenster. Plötzlich öffnete er die Augen weit und lächelte. Von allen andern Füßen unterschied er das leichte

* Umbrien = Provinz in Italien.

Holzschuhgeklapper des Bruders Habenichts.* Er atmete schon den Wald- und Heideduft und das Paradieslüftchen dazu, das von Franz ausging. Seine feinen, bleichen, seidigen ⁰ Lippen öffneten sich leise wie zum Grüßen.

Aber auf der Schwelle blieb Franz jählings stehen und hielt die Hände wie geblendet vor das Gesicht und sagte: „Herre Papst, da kann ich nicht hinein."

Man rief, drängte, stieß. Was soll nun das? Warum spielt er jetzt wieder den Sonderling? Ist dies die Demut des Gottesknechtes, sich so zu gebärden? Warum, warum doch kann er nicht hinein?

„Mich blendet die Erde allhier," antwortet der Poverello † einfach.

Da hoben sie die Krone weg, und es wurde dämmerig im Saal, und Franz konnte hereinkommen. Er kniete vor den Papst auf beide Knie nieder wie ein Kind. Und Innocenz lächelte so zufrieden, wie er seit der Siegeskunde von Tolosa nie mehr gelächelt hatte. Ihm war, es knie ein Cherubim an seiner Seite. Franz aber begann:

„Vielglücklicher, Heiliger Vater, nun sagt Ihr: Fahr' wohl Welt! Aber da knistert und rauscht und schmeichelt sie noch immer um Euch, so daß der Himmel nicht recht herzu kann."

Sprach's und zog dem Papst, der immer fröhlicher dreinsah,⁰ das seidene Schulterröcklein ⁰ und die goldene Kette und sogar die breite, golddurchwirkte, schwere Stola ab. Alles

* Franz von Assisi („Habenichts" = Spottname für jemand, der nichts hat).

† Italienisch = der Arme

sah zu und entrüstete sich und wagte doch keine Widerrede. Aber Franz warf seinen braunen, von so vielen Bettelreisen verstaubten und von so vielen Gassenbuben verunglimpften Mantel ab und legte ihn dem Papst über Brust und Schulter. Dann blickten sich die Zweie lange in die Augen und durch diese offenen Fenster in die tiefste, heimlichste Seele, der oberste Gebieter und der unterste Knecht auf Erden — und beide verstanden sich.

„Rede doch mit ihm," gebot der Kardinalbischof von Ostia. „Deinen Trost will er haben."

„Von der Schlacht bei Navas de Tolosa sag' ihm! Hunderttausend tote Heiden! sag' das!" schrie der Graf von Benevent.

„Oder vom Kreuzzug nach Byzanz!" meinte ein vlämischer Baron.

Aber Franz zog ein paar Spinnfäden [0] mit höflichen und feinen Fingern aus seinem Bart und zog sie dem Papst über das noch immer braune, krause und jetzt vom Sterben ganz nasse Haar. So andächtig tat er das, als wären diese grauen Fäden das Köstlichste der Welt.

„Seht, Herre Papst," sprach er dann munter, „es bleibt Euch nichts von allem Rom und Weltreich. Ja, von allem großen Spinnen und Weben und Sorgen über Alpen und Meere hin bleibt Euch weniger als meiner Schwester Spinne drüben in den Weinlauben."

„Nicht so mußt du reden," schalt da der ritterliche Bischof von Pisa. „Von den Bannstrahlen sag ihm lieber, die über den Gotthard * in den deutschen Schnee flogen; von den

* Berg in den Alpen.

getrösteten Königinnen zu Paris und Leon, und solches mehr! Das klingt fürs Leben und Sterben schön."

„Und doch," fuhr Franz fröhlich fort, ohne im geringsten auf den Hoftroß * zu achten, „ist Euch etwas Köstliches geblieben und das beste von allem, Herre Papst: die reine Armut! Da nehmt dieses Fetzlein Spinnfaden! So arm seid Ihr. Ein Bettler in Trastevere ist dagegen ein Krösus." †

„Basta! . . . vom Konzil im Lateran erzähle!" mahnt der Statthalter von Spoleto.

„Vom Krieg gegen die Ketzer!" eifert Montforts junger Vetter.

Aber Franz sah die vermehrte Freudigkeit des Heiligen Vaters wie einen hellen Sonntag über die Stirne ausgebreitet und plauderte unverdrossen weiter: „Vergesset das alles, was Euere guten Herren da fabulieren [0]: Und kehret lieber zurück in Euere Jugend. — Da hast du," begann er den Papst mit einemmal zu duzen, ‡ „ein Büchlein geschrieben, lieber Bruder, weißt du noch?"

Jetzt lag nichts Politisches und Staatsmännisches mehr im Papstgesicht. Ein junges, weiches Lächeln überzog alle Härte dieses Marmorkopfes. Wie ein Kind sah der große Innocenz aus.

Denn er sah sich als feurigen,[0] frühreifen Knaben vom Wein und von der Minnemusik im elterlichen Palast hinauslaufen in die tiefen Rebenstauden des Schloßhügels von Segni und nachdenken, was mehr sei als so ein erhobener Becher und so

* Das Gefolge des Papstes.
† (Ein König im Altertum), ein sehr reicher Mann.
‡ = die familiäre Form „du" brauchen, im Gegensatz zu „siezen."

ein geharfnetes * Liebeslied und so ein bunter und doch schwermütiger Champagnertanz. Und wieder sah er sich nachts im Bücherzimmer seines Vaters sitzen und über dem Ekklesiastes studieren, wenn der Docht schon heruntergebrannt war und seine Adelsgenossen sich zechmüde [0] nach Hause trollten, — sah sich dasitzen im Finstern und nachsinnen über das, was das Genie aller Zeiten nie Größeres lehrte: einfach sein! Und der Sterbende besann sich gut, wie er damals voll stürmischer Begeisterung anfing, rauhe Kleider zu tragen und das Wenigste und Gewöhnlichste zu essen und zu trinken, was durchaus zum Leben gehört; und die hochlehnigen [0], weichen Stühle zu fliehen und ein Werklein zu schreiben: De contemptu mundi. † Ah, er weiß jetzt, daß er nie so glücklich war wie damals beim heißen, herzklopfenden Niedergekritzel [0] jener wenigen Blätter. Sie machen ihn jetzt glücklicher als die gebogenen königlichen und kaiserlichen Knie seines ruhmvollen Pontifikats. Es war schon nicht mehr irdische Heiterkeit, es war eine andere, erdfremde [0] Sonne, die auf seinem erblassenden Antlitz leuchtete.

„Bei allen Söhnen der Armut und bei allen Töchtern der heiligen Einfachheit," sagte Franz, „wird dein Büchlein gelten. Deine Staatspapiere lärmen sich bald aus [0] und liegen stumm in den Archiven wie Leichen im Sarg. Aber das Büchlein bleibt, solange der Weg vom Staub zum Geist und von der Erde zum Himmel durch das heilige Tor der Armut geht!"

Innocenz lag wie in Verzückung.

* Auf der Harfe gespieltes.
† = Über die Verachtung der Welt.

„So vollende denn diesen Königsweg, Herre Papst und Herre Bettler. Geh im Frieden! Um dieses Büchleins und seiner Stille willen wird dir viel Lärm verziehen werden."

Damit faßte Franz die schon erkaltete Hand des Papstes, so wie man den Freund, der eine weite, gar stattliche [12] Reise unternimmt, an der Hand faßt, als sollte er uns doch um der Bruderliebe willen aus dieser winkligen [0] Langeweile heraus mitnehmen in seine helle, tapfere, wunderbare Straße hinaus.

Die schlanke Gestalt des Papstes tat einen leisen, feinen Ruck von Kopf bis zu den Füßen des Bettes, daß es wie ein silbernes Leuchten durchs Zimmer ging, und öffnete den Mund und ließ fröhlich das letzte Lüftchen entgleiten. Und niemand hätte seiner hellen Miene den Tod angesehen und an einen Leichnam geglaubt, wenn sich Franz nicht zu den Versammelten gewendet und beinahe lustig gesagt hätte: „Seht einmal da unsern lieben Herrn Papst! Er hat seinem Nachfolger nichts hinterlassen als dieses Lächeln auf der Stirne und diese paar Spinnfäden im Haar. Aber das ist genug."

Und mit der gleichen Heiterkeit und den feinen, höflichen Händen, womit er vorher dem blinden Nazaro serviert, die Rangen gestreichelt und das Spinnlein bedient hatte, schloß er dem Heiligen Vater den offen gebliebenen Mund und scherzte noch: „Bleib' nun still! du hast genug gelärmt!"

Verwirrung und Gewoge im Palast und in der Stadt Perugia. Über die Leiche hin geht Posaunenstoßen und Roßgetrappel und das schwere, erhitzende Geschäft einer neuen Papstwahl. Und in diesem großen Getöse merken nur ein paar leise, fromme Menschen das Flattern einer weißen un-

bekannten Taube, die sich zu Häupten des aufgebahrten Papstes in San Lorenzo niederläßt, wie damals, als man den Jüngling zum Papst erkor.

Als Franz spät am Abend in die Klosterstube zu Assisi trat, sagte er:

„Unser lieber Bruder Innocenz ist soeben drüben in Perugia in diesem Mantel gestorben und hat den Frieden gewonnen!“

Da liefen die Brüder herzu und küßten das braune, grobe Tuch und wollten allsogleich [0] das Requiem aeternam * für den Toten anstimmen.

Aber Franz vollendete: „Betet also für die arme Seele des — neuen Papstes!“

* Totenmesse.

# Bibliographie

## Bibliographie zur deutschen Literaturgeschichte der Gegenwart

Im Zusammenhang mit dem 19. Jahrhundert behandeln die Moderne:

1. Th. Mathias, Von Goethes Tode bis zum Naturalismus.
   Otto Brandt, Die deutsche Dichtung seit dem Naturalismus.
   (Beide in „ Grundriß der Deutschkunde " Braunschweig 1927. Seite 442–529.)
2. F. Kummer, Deutsche Literaturgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts. 20. Auflage, Dresden 1924 (2 Bände).
   Gutes Nachschlagewerk. Einteilung nach Generationen. Kapitel über Politik, Philosophie, Wissenschaft, bildende Künste, Presse usw. erweitern das Werk zu einer Übersicht über die gesamte Geistesgeschichte.
3. W. Oehlke, Die deutsche Literatur seit Goethes Tode und ihre Grundlagen. Halle 1921. Biographisches Gliederungsprinzip. Analyse einzelner Werke. Viele Proben. Chronologische Tabellen.
4. R. M. Meyer, Die Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts. Berlin, 7. Aufl. 1923.
5. K. Bleibtreu, Geschichte der deutschen Literatur von Goethes Tode bis zur Gegenwart. Berlin 1922.
6. Rob. Riemann, Von Goethe zum Expressionismus, Leipzig 1922.
7. Oskar Walzel, Die deutsche Literatur von Goethes Tod bis zur Gegenwart, (in Scherers Geschichte der deutschen Literatur), Berlin 1918.
8. Camillo von Klenze, From Goethe to Hauptmann. New York 1926.

Auf das 20. Jahrhundert beschränken sich:

1. A. Soergel, Dichtung und Dichter der Zeit, Leipzig 1916. Bestes Nachschlagewerk. Sehr empfehlenswert wegen ausgezeichneter Reproduktionen von Porträts, Karikaturen, Pamphleten, Zeitschriften, modernen Gemälden, Theaterdekorationen usw.

2. W. Stammler, Deutsche Literatur vom Naturalismus bis zur Gegenwart. Breslau 1924. Mit Bibliographie. Wissenschaftlich.
3. H. Naumann, Die deutsche Dichtung der Gegenwart 1885–1924. Verlag Metzler.
4. F. von der Leyen, Deutsche Dichtung in neuer Zeit. Jena 1922. Viel Kritik, wenig Material.
5. Weltliteratur der Gegenwart, herausgegeben von Ludwig Marcuse. Berlin 1924. Band 1 und 2, „Deutschland."
   Eine Sammlung von Aufsätzen. Manchmal in der Art journalistischen Feuilletons.
6. Ph. Witkop, Deutsche Dichtung der Gegenwart. Leipzig 1924. Kleine Auswahl von Dichtern.
7. Alexander Pache, Die deutsche Dichtung im 20. Jahrhundert. Leipzig 1923. (Hilfs- und Lehrbücher für den höheren Unterricht, Heft 9.)
8. W. Mahrholz, Deutsche Dichtung der Gegenwart. Berlin 1926.
9. Kurt Martens, Die deutsche Literatur unsrer Zeit. München 1921.
10. L. Lewisohn, The spirit of modern German literature. New York 1916.

# Sprachliche Anmerkungen

## 1

**gemein,** common, public, general.
das **Gemeingut,** common property.
die **Gemeinwirtschaft,** international commerce, administration; free trade; municipal management.
die **Gemeinschaft,** union, society, common interest.
die **Gemeinschaftstat,** act of society.
die **Gemeinsamkeit,** community, common possession, mutuality.
**gemeinsam,** common, joint, combined, mutual.
**einsam,** lonely, lonesome.
die **Einsamkeit,** loneliness, solitude.
**vereinsamen,** to become isolated.
die **Vereinsamung,** isolation.

## 2

**einig** (united), one, accordant.
die **Einigkeit,** unity, harmony.
**uneinig,** disunited.
**uneinig sein,** to disagree.
die **Uneinigkeit,** disunion, dissension, discord.
die **Einheit,** oneness, unity, unit.
die **Staatseinheit,** State unit.
**einheitlich,** uniform, unitary, harmonious.
die **Einheitlichkeit,** harmony, unanimity, concord.
**uneinheitlich,** unharmonious, discordant.
die **Uneinheitlichkeit,** disharmony, discordance.
**vereinbaren,** to agree, to come to an understanding.
die **Vereinbarung,** agreement, arrangement.
der **Verein,** club, union, association.
**vereinigen,** to unite, connect, combine, reconcile.

## 3

der **Gehalt,** value, essence, merit, contents.
**gehaltvoll,** valuable, of great value.

**gehaltlos,** worthless, shallow, superficial.

der **Augenblicksgehalt** (momentary worth), *see* „Jahrhundertaugenblick."

das **Gehalt,** salary, pay.

4

die **Naturwissenschaft,** natural science; *derived adj.:* **naturwissenschaftlich.**

die **Geisteswissenschaft,** (collective name for all the sciences dealing with metaphysical, non-physical, super-"natural" problems, as: philosophy, history, aesthetics, pedagogy, etc.); *derived adj.:* **geisteswissenschaftlich.**

die **Literaturwissenschaft,** science of literature.

die **Geschichtswissenschaft,** science of history.

die **Ideengeschichte,** " history of ideas," history of the development of human thought (very recent word); *derived adj.:* **ideengeschichtlich; ideengeschichtliche Darstellung einer Epoche** = presentation of an epoch in the light of its predominant ideas.

die **Geistesgeschichte,** history of intellectual development; *derived adj.:* **geistesgeschichtlich.**

das **Geistesleben,** intellectual, spiritual life.

die **Zeitgeschichte,** contemporary history; *derived adj.:* **zeitgeschichtlich.**

5

der **Trieb,** impulse, instinct, germinating power, moving force, inclination, liking; sprout, young shoot. **Treibhaus,** hothouse, greenhouse.

**treiben,** *st. v.* etymologically the same as " drive."

| Engl. " d " = Germ. „t": | Engl. " v " = Germ. „b": |
|---|---|
| *d*rive — *t*reiben | driv*e* — trei*b*en |
| *d*esk — *T*isch | siev*e* — Sie*b* |
| *d*eep — *t*ief | sev*e*n — sie*b*en |

ein **Handwerk treiben,** to follow a trade.

**sich herumtreiben,** to gad about.

**triebhaft** / **triebartig** } impulsive, instinctive.

der **Bildnertrieb,** = **Trieb des Bildners, Trieb zum Bildner** (modeler, image-maker, sculptor).

**bildende Künste,** formative, plastic arts, in a wider sense including architecture, sculpture, painting.

der **Hang,** slope, declivity, inclination.
die **Neigung,** inclination, tendency; affection, taste, disposition.
**neigen,** to bend over, incline, lean, slope.
die **Zuneigung,** affection, sympathy, liking.
die **Abneigung,** aversion, antipathy, declination.
**wenden,** to turn.
die **Wendung,** action of turning, turn, change.
die **Hinwendung, hinwenden** } turn towards (inclination).
die **Zuwendung, zuwenden** }
**Abwendung, abwenden** } (averting, alienation).
**Wegwendung, wegwenden** } turn away.
**hingeben,** to give to *or* away; sacrifice.
**sich hingeben,** to resign oneself to, to give oneself up to, indulge in.
das **Hingegebensein,** *pass. infin. used as noun.*
die **Hingabe,** devotedness.
die **Abkehr, abkehren** = **Abwendung, abwenden.**

6

das **Wesen,** etymol.: **„we . . .“** = “ be,” *see* **„Trieb“ (5).**
Old German **„wesan“** = to be (Latin “ esse ”) preserved in **„gewesen.“**
The original meaning of **„Wesen“** = “ being.”
creature, living thing, nature, character, conduct, manners, disposition.
**wesentlich,** essential (cf. Latin “ esse ”), fundamental, important, real.
**unwesentlich,** unessential, accidental.
**wesensfremd,** strange, not corresponding, contradictory to one's nature, essentially different.
die **Wesensart, Art des Wesens** (kind of nature, character), *see* **„Eigenart “ (7).**
die **Wesensbildung,** formation, development of character.
das **Bildungswesen,** organization, arrangement, system of education.
das **Schulwesen,** character of public education, public instruction, school affairs.
das **Karikaturenwesen,** (all kinds of) caricature, caricaturization.
das **Protectionswesen,** (nepotism, favor shown to relations).

7

**eigen,** proper, own, peculiar, odd, strange, specific.
das **Eigentum,** property.

**eigentümlich,** peculiar, characteristic, original, specific.
das **Eigentümliche,** *derived subst.*
die **Eigenart,** individuality, originality, *see* **Wesensart (6).**
**eigenartig,** *derived adj.*
das **Eigenartige,** *the same adj. used as subst.*
**sich aneignen,** to make one's own, adopt, devote o. s. to.
die **Eigenschaft,** attribute, characteristic quality, nature, condition.
**eigentlich,** proper, true, real.
der **Eigensinn,** self-will, positiveness, caprice.
**eigensinnig,** *derived adj.*
die **Eigenbrötelei (Eigenbrödelei),** (*lit.:* the quality of a man who "bakes his own bread," i.e., who does not appreciate any work except his own or who goes his own way).

**8**

Substantives with the suffix **„nis,"** derived from verbs: generally neuter.

das **Bedürfnis, (bedürfen)** need, want.
das **Bekenntnis (bekennen),** confession, avowal, acknowledgment.
das **Ereignis (sich ereignen),** event, occurrence.
das **Ergebnis (sich ergeben),** result.
das **Erlebnis (erleben),** experience, occurrence, adventure, event.
des **Mißverständnis (mißverstehen),** misunderstanding, misconception.
das **Verhältnis,** relation.
das **Verhängnis,** fate, fatality.
das **Verständnis (verstehen),** understanding, appreciation.
das **Zeugnis (zeugen),** testimony, certificate, evidence.
die **Kenntnis,** knowledge.

**9**

Substantives with suffix **„tum,"** generally neuter:

das **Altertum,** antiquity.
das **Bürgertum,** citizen class, middle class, "bourgeoisie."
das **Eigentum,** property.
das **Judentum,** Jews, Judaism.
das **Christentum,** Christianity, Christendom, (**„tum"** = "*dom*"), *see* **„Trieb" (5).**
das **Heiligtum,** holy place, sanctuary, relic, sacred thing.
das **Hunnentum,** (Hunism).
der **Reichtum,** wealth, opulence, richness.

10

**sich wandeln**, **sich umwandeln** } to turn into.
**sich verwandeln** (*see* prefix „ver" **18**), to change, transform.
**wandelbar,** changeable, variable, current.
opposite: **unwandelbar, wandellos.**
die **Wandlung**, **Umwandlung** } change, transformation, alternation.
die **Verwandlung,** metamorphosis.
die **Wandlungsform,** (" form " of change) stage of change.
**ändern, verändern**, **abändern** } change, vary, alter, modify.
die **Veränderung,** changing, alteration, variation.
**unabänderlich,** invariable, immutable, unchangeable, irrevocable.
die **Unabänderlichkeit,** *derived subst.*

11

**prägen, ausprägen,** to stamp, impress, coin.
die **Ausprägung,** see " ending **-ung** " (**14**).
das **Gepräge,** stamp, impression, coinage, character, peculiar character.

12

die **Stadt,** town, city.
**städtisch** (*der. adj.*) of a town, of a city, municipal, town-like.
**der Staat,** state.
**staatlich** (*der. adj.*), pertaining to, proceeding from the state, public.
die **Statt,** place, stead, lieu.
die **Stätte,** place, stead, abode, room.
die **Werkstatt,** work-shop, studio.
die **Walstatt,** battle-field (cf. ***Wal*halla, *Wal*küre**).
**stattlich,** stately, majestic, magnificent.

13

**„ur"** prefix of nouns and adjectives, originally denoting " out of " (**ur** = **us** = **aus** = out); now generally implying primitiveness, origin, extreme antiquity.
der **Uranfang,** the very beginning.
die **Ureigenschaft** (*see* **7**), original quality, the very quality.
der **Urgrund,** first, original cause, the deepest depth, fundamental ground, basis.

die **Urkraft,** original force, elementary power.
die **Urkunde,** deed, document, charter (*literally* original news).
das **Urphänomen,** original phenomenon.
die **Ursache,** cause.
der **Ursprung,** source, origin, beginning.
**ursprünglich,** primitive, first, primary, original.
die **Ursprungsbedingung,** original condition.

## 14

Substantives ending in **„ung,"** derived from verbs, always of *feminine* gender.

**Abänderung,** changing, variation (**abändern**).
**Abmachung,** arrangement, settlement.
**Abmagerung,** *derived from* **abmagern,** to grow lean.
**Abrüstung,** disarmament (**abrüsten**).
**Abschaffung,** doing away with, abolition; **abschaffen,** to abolish, annul, remove.
**Abschlachtung,** *derived from* **abschlachten,** to slaughter.
**Abweisung,** " " **abweisen,** to reject, send away, dismiss.
**Aneignung** (*see* **7**), " " **aneignen,** to adapt, assimilate, (generally: **sich aneignen**).
**Auffassung,** " " **auffassen,** to comprehend, conceive.
**Aufrecherhaltung,** " " **aufrechterhalten,** to maintain, support.
**Aufteilung,** " " **aufteilen,** to divide, share.
**Ausgrabung,** " " **ausgraben,** to dig out, excavate.
**Ausbreitung,** " " **ausbreiten,** to spread, stretch, gain ground, branch, extend.
**Auslassung,** " " **auslassen** to let out, let go, omit.
(Engl. " t " = Germ. **„s"**:
let — **lassen**
out — **aus**
water — **Wasser**
hate — **Haß**)
**Ausscheidung,** *derived from* **ausscheiden,** to separate, reject.
**Ausstrahlung,** " " **ausstrahlen,** to emit rays, radiate, shine forth.
**Auswirkung,** " " **auswirken,** to work out, effect.
**Beleuchtung,** " " **beleuchten,** to light, illuminate, illustrate.

**Benutzung,** *derived from* **benutzen,** to make use of, utilize.
**Beobachtung,** " " **beobachten,** to observe.
**Berechnung,** " " **berechnen,** to compute, calculate, estimate.
**Berichterstattung,** " " **Bericht erstatten,** to report.
**Beruhigung,** " " **beruhigen,** to tranquillize, quiet, pacify.
**Berührung,** " " **berühren,** to touch.
**Beschreibung,** " " **beschreiben,** to describe, portray, depict.
**Besprechung,** " " **besprechen,** to discuss, talk over, review.
**Bestimmung,** " " **bestimmen,** to determine, define, fix.
**Beteiligung,** " " **beteiligen,** to assign a share, to interest.
**Beurteilung,** " " **beurteilen,** to judge, form an opinion, criticize.
**Bewegung,** " " **bewegen,** to move.
(**eine geistige Bewegung** = current, movement; **eine literarische B.** = school).
**Bezeugung,** " " **bezeugen,** to testify.
**Beziehung,** " " **beziehen,** to refer, relate, appeal.
**Bildübertragung,** *derived from* **ein Bild übertragen,** to radiograph a picture.
**Darstellung,** " " **darstellen,** to present, represent, exhibit.
**Dichtung,** " " **dichten,** to write poetry, poesy, *or* prose (!)
(Also novels are „**Dichtungen**").
**Einmengung,** " " **einmengen,** to interfere.
**Einstellung,** " " **einstellen,** to focus, direct, set, turn, aim at;
**die Einstellung zu einem Problem**: the attitude toward a problem, the conception of a problem.
**Entbehrung,** *derived from* **entbehren,** to do without, miss, want, need.
**Entfaltung,** (development) **entfalten,** to unfold, develop (**falten** = fold, *see* „**Trieb**" (5).
**Entscheidung,** *derived from* **entscheiden,** to decide.

**Entwicklung,** *derived from* **entwickeln,** to unroll, unwrap, develop.

**Entzückung,** " " **entzücken,** to charm, delight.

**Erfindung,** " " **erfinden,** to invent.

**Ergänzung,** " " **ergänzen,** to complete, perfect, supplement.

**Erlassung,** " " **erlassen,** to release, let off from, proclaim, publish.

**Erlösung,** " " **erlösen,** to ransom, free, redeem.

**Ermüdung,** " " **ermüden,** to fatigue, tire out.

**Ermunterung,** " " **ermuntern,** to stir up, encourage, exhort.

**Erschöpfung,** " " **erschöpfen,** to exhaust.

**Färbung,** " " **färben,** to color, dye.

**Finanzierung,** " " **finanzieren,** to finance.

**Fragestellung,** " " **eine Frage stellen,** to ask a question, raise a problem.

(construe **„Fragestellung"** in our passage: **er macht sich schuldig, die Frage, das Problem, falsch zu stellen**).

**Führerstellung,** position of command, predominance.

**Gegenströmung,** *derived from* **strömen** + **gegen** (counter-current).

**Geisteshaltung, Haltung des Geistes,** *lit.:* " holding, keeping of the spirit," i.e., spiritual, intellectual attitude (*see* **„Lebenshaltung"**).

**Gestaltung,** *derived from* **gestalten,** to form.

**Gruppierung,** " " **gruppieren** to group, (words ending in **„ieren"** are derived from the French).

**Handreichung,** " " (**Hand reichen**) help, aid, assistance.

**Hindwendung,** *see* **5**

**Knebelung,** " " **knebeln,** to tighten with a short stick, bind, gag, fetter.

**Kreuzung,** " " **kreuzen,** to cross.

**Läuterung,** " " **läutern,** to purify, refine, clear, rectify, purge.

**Lebenshaltung,** (*see* **Geisteshaltung**) attitude toward life, mode of living.

**Leistung,** *derived from* **leisten,** to accomplish, fulfill, produce.

**Lieferung,** *derived from* **liefern,** to deliver, furnish, supply.
**Lösung,** " " **lösen,** to solve.
**Meinung,** " " **meinen,** to think, suppose, mean.
**Mischung,** " " **mischen,** to mix, mingle.
**Mißdeutung,** (*see* **Mißverständnis 8**), **mißdeuten,** to misinterpret.
**Mißstimmung,** ill-humor, *see* **„Stimmung."**
**Ordnung,** *derived from* **ordnen,** to arrange, set in order, organize.
**Rechnung,** " " **rechnen,** to count, calculate, reckon.
(Engl. " k " = Germ. **„ ch ":**
reck*o*n — **rec*h*nen**
ma*k*e — **ma*ch*en**
wa*k*e — **wa*ch*en**
mil*k* — **Mil*ch***)
**Richtung,** *derived from* **richten,** to direct.
**Schattierung,** " " **schattieren,** to shade.
**Schöpfung,** " " **schöpfen,** to create.
**Selbstzerfleischung,** " " **sich selbst zerfleischen,** to lacerate, to tear one's self to pieces.
**Sichtung,** " " **sichten,** to sift, bolt.
**Stimmung,** (tuning, mood, humor, temper); **stimmen,** to tune, dispose.
**Überlieferung** (tradition), *derived from* **überliefern,** to hand down to posterity.
**Umgebung,** surroundings, environment.
**Unterzeichung,** *derived from* **unterzeichnen,** to sign.
**Verarmung,** *see* prefix **„ver" 18.**
**Verwüstung,** " " "
**Vereinsamung,** *see* **1.**
**Vereinigung,** *see* **2.**
**Verfügung,** *derived from* **verfügen,** to order, decree, enact.
**Vergötterung,** " " **vergöttern,** to deify, idolize.
**Verknüpfung** " " **verknüpfen,** to tie, unite, combine.
**Verkörperung,** " " **verkörpern,** to embody, personify.
**Verpflichtung,** " " **verpflichten,** to oblige.
**Verschärfung,** " " **verschärfen,** to render more severe, aggravate, sharpen.

**Verständigung,** *derived from* **verständigen,** to come to an understanding; to inform.
**Verteidigung,** " " **verteidigen,** to defend.
**Verwaltung,** " " **verwalten,** to administer, govern.
**Verwirklichung,** " " **verwirklichen,** to realize.
**Vorstellung** " " **sich vorstellen,** to conceive.
**Weltanschauung** (**anschauen** = to look at, contemplate), conception of the world.
**Zersetzung,** *derived from* **zersetzen,** to decompose, dissolve, break up.
**Zerstörung,** " " **zerstören,** to destroy.

## 15

Substantives with the suffix „**keit,**" derived from adjectives, always of *feminine* gender and *abstract* meaning.

**Beredsamkeit** *derived from* **beredt,** eloquent.
**Beschaulichkeit** " " **beschaulich,** contemplative, meditative, perceptible.
**Beweglichkeit** " " **beweglich,** movable, flexible, versatile, changeable.
**Dankbarkeit** " " **dankbar,** grateful, obliged.
**Ewigkeit** " " **ewig,** eternal.
**Fähigkeit** " " **fähig,** able, capable, clever.
**Fraglichkeit** " " **fraglich,** questionable.
**Fruchtbarkeit** " " **fruchtbar,** fruitful, fertile.
**Gefühligkeit** " " **gefühlig** (derived from **Gefühl**), sentimental, sensitive.
**Gehässigkeit** " " **gehässig,** hating, spiteful, odious.
**Gemütlichkeit** (a typical German word without equivalent in any other language. It expresses a typically German mood. **Gemüt** = mind + soul + heart; disposition, temper, spirit, feeling. **gemütlich** = cheerful, hearty, simple, full of good feeling, comfortable, cosy, goodnatured. **Gemütlichkeit** = easy-going disposition, kindliness, cheerfulness, cordiality, tenderness of feeling, comfortableness. All these translations are only approximate.)
**Genauigkeit,** *derived from* **genau,** exact.
**Geradlinigkeit,** " " **geradlinig,** rectilineal, rectilinear.
**Gerechtigkeit,** *derived from* **gerecht,** just, right.

**Gleichgültigkeit,** *derived from* **gleichgültig,** indifferent.
**Gründlichkeit,** " " **gründlich,** thorough, profound, radical, fundamental, solid.
**Häßlichkeit,** " " **häßlich,** odious, ugly, deformed.
**Heiligkeit,** " " **heilig,** holy (*see* **Heiligtum 7**).
**Herzlichkeit,** " " **herzlich,** cordial.
**Innerlichkeit,** " " **innerlich,** " innerly," nterior, inward, hearty, cordial.
**Langweiligkeit,** " " **langweilig,** tedious, tiresome, irksome.
**Mannigfaltigkeit,** " " **mannigfaltig,** " manifold," various, diverse.
**Nachdenklichkeit,** " " **nachdenklich,** reflecting, thoughtful, pensive.
**Persönlichkeit,** " " **persönlich,** personal.
**Regsamkeit,** " " **regsam,** active, agile.
**Sachlichkeit,** " " **sachlich,** real, essential, to the point, objective.
**Sinnlosigkeit,** " " **sinnlos,** thoughtless, mad, foolish, unmeaning, absurd.
**Todmüdigkeit,** " " **todmüde,** tired to death.
**Überweltlichkeit,** " " **überweltlich,** " (over) otherworldly," " superworldly," metaphysical.
**Unabhängigkeit,** *derived from* **unabhängig,** independent.
**Undurchdringlichkeit,** " " **undurchdringlich,** impenetrable.
**Unendlichkeit,** " " **unendlich,** endless, infinite.
**Unheilbarkeit,** " " **unheilbar,** incurable.
**Wehleidigkeit,** " " **wehleidig,** plaintive, wobegone
**Wirklichkeit,** " " **wirklich,** real, true.
**Wirksamkeit,** " " **wirksam,** effective, efficacious, working.
**Wunderlichkeit,** " " **wunderlich,** odd, eccentric, strange, curious.
**Zwiespältigkeit,** " " **zwiespältig,** disunited, divided.

## 16

Substantives with the suffix **„heit,"** generally derived from adjectives, always of *feminine* gender.

**Angelegenheit,** affair, " business " as used in: this is not my business. (*adj.* **angelegen,** adjacent, important.)

**Bescheidenheit,** modesty, (**bescheiden**).
**Blindheit,** blindness (**blind**).
**Freiheit,** freedom, liberty (**frei**).
**Ganzheit,** totality, entireness.
**Gegebenheit,** recent German word for the French "réalité" as used in positivistic philosophy: it means the sensually perceptible reality.
**„gegeben"** = "given."
**Gegebenheiten** = "given things" (not imagined things), data.
**Geradheit,** straightness (**gerade**), *see* **Geradlinigkeit.**
**Gesamtheit,** totality, the whole (**gesamt**).
**Gewißheit,** certainty, surety, certitude, firmness (**gewiß**).
**Gleichheit,** analogy, identity (**gleich**).
**Schlichtheit,** plainness, simplicity (**schlicht**).
**Schönheit,** beauty (**schön**).
**Unbestimmtheit,** indefiniteness, vagueness (**unbestimmt**).
**Verschiedenheit,** dissimilarity, variety, diversity, difference, discrepancy (**verschieden**).
**Verworfenheit,** depravity, vileness, infamy (**verworfen**).
**Zweiheit,** dualism, disunion, *see* **„Einheit" 2.**

**17**

Substantives ending in **„ei,"** of feminine gender, generally derived from verbs; implying a habit, custom, practice.
**Abschreiberei** (**abschreiben** = cancel an engagement).
**Eigenbrötelei,** *see* **7.**
**Grübelei,** musing, meditation, brooding, needless subtlety, hypercriticism (vb: **grübeln**).
**Malerei,** painting, art of painting, manner of painting.
**Prahlerei,** brag, boasting, ostentation (**prahlen**).
**Sonderbündelei,** (**sonder** = separate, special; **Sonderbund** = separate league, the **„Sonderbund"**; **Sonderbündler** = separatist, particularist; **Sonderbündelei,** the practice of separatists, clannishness).
(A new word of this class was formed some years ago by the Austrian writer Arthur Schnitzler: **„Liebelei,"** derived from **„liebeln"** = to flirt).

18

The prefix „ver“ added to verbs and to nouns and adjectives derived from them, usually gives the idea of removal, loss, using up:

**verarbeiten,** “ to use up by working,” work thoroughly, to ponder over, assimilate, to digest inwardly.

**verarmen,** to become poor, be reduced to poverty.

**verblassen** to turn pale, fade away

**verblenden,** to blind, dazzle.

**verbrämen,** to garnish, border, edge, embellish (make disappear by ornaments).

**verbuchen,** to book (see **Rechnung 14**), enter, put down.

**verbürgen** to guarantee, give security for.

**verdeutlichen,** to elucidate, render clear.

**verdichten,** to condense, *refl.* become condensed.

**verelenden** (**das Elend** = misery, distress), to reduce to misery.

**verfallen,** to fall, sink.

der **Verfall,** decay, decline.

**verkümmern,** to stunt, spoil.

**verleumden,** to calumniate.

**vermeiden,** to avoid (**unvermeidlich,** inevitable).

**veröden,** to devastate, to become waste, deserted.

**verstümmeln,** to mutilate.

**verwesen,** to perish, decay, molder, rot.

**verwirklichen,** to realize.

**verwischen,** to wipe away, efface, soften.

**verwittern,** to be weather-beaten.

**verwüsten,** to destroy, ravage, devastate.

**verzerren,** to distort, twist.

**verzweifeln,** to despair.

Frequently the prefix „**ver**“ changes the meaning of the simple verb into its opposite:

**Vergreifen,** to seize or touch wrongly.

**Verkennen,** to mistake, misunderstand, misjudge, to fail to recognize.

**allsogleich,** (emphatic) = **sogleich**

der **Alltag,** working-day

**allumfassend,** all-embracing

**aneinanderreihen,** to join (string together)

die **Anemone,** anemone, windrose

**aufschönen,** to garnish, embellish, dress up

**auseinanderfallen,** to fall apart (Werfels Vergleich des Gelächters mit einem auseinanderfallenden Blumenstrauß erinnert an die expressionistische Freude an exzentrischen Bildern)

**auseinanderstreben** (**streben** = strive, *see* **„Trieb" 5,** to tend towards; **auseinander** = apart), to diverge

die **Ausfuhrquote,** exportation quota

**auslärmen,** to cease raging, quiet down, die away

das **Bauernpack,** rabble of peasants

**bedingen,** to be the condition of

**befehlsgemäß** = according to the order

das **Beichtamt** = **das Amt die Beichte zu hören** (our passage: *he was exempted from his duty to confess the witches*)

die **Bildungselemente** (*pl.*), elements, principles of education

die **Brüstung** (*see* **14**), balustrade

der **Daueranfall** (**dauern** = to last; **Anfall** = attack, fit), continuous attack

die **Dienstbereitschaft** (**dienstbereit** = zealous, officious), readiness, willingness, preparedness for service

**dreinsehen,** to look (upon the scene)

**erdfremd** = **„der Erde fremd," unirdisch, überirdisch,** unearthly, heavenly, divine

**erdgewollt,** *see* **„gottgesetzt"**

die **Extrakalesche,** special calash, carriage

**fabulieren,** to fable, tell stories

die **Fassungskraft,** power of comprehension, grasp of intellect

**feurig,** ardent, fervent

**fiebrig,** feverish

Engl. "v" or "f" = Germ. **„b"** or **„p"**

li*v*e — le*b*en

dri*v*e — trei*b*en

cal*f* — Kal*b*

ha*v*e — ha*b*en

snu*ff*le — schnu*pp*ern

**geistschänderisch,** disfiguring, dishonoring, desecrat-

ing, prostituting, violating, profaning human spirit, genius, intellect

der **Gelegenheitsvortrag,** lecture given for a particular occasion

der **Gesellschaftsbau,** social structure

das **Geistgespinst,** fantasie

**Gesinnungsheld,** man of strong convictions

**gottgesetzt,** = **von Gott gesetzt, bestimmt.** Cf. **gottgesandt,** sent by God; **erdgewollt** = **von der Erde, vom Leben gewollt**

**großtun,** to brag

die **Grundursache,** original cause

der **Hauptvertreter,** main representative

**heimatfroh,** enjoying one's country

**hochlehnig,** high-backed (chair)

der **Höhenmaßtab,** measure, scale (standard), used for measuring of heights; altimeter

der **Hustenkrampf,** (**Husten** = cough, **Krampf** = cramp, *see* **„Würgekrampf“**) convulsive cough

der **Jahrhundertaugenblick,** a good example of the modern tendency to use strange and unnecessarily long, but high sounding word-compositions without a definite meaning; literally “century-moment.” (our passage: *the phase of the century in which Nietzsche lived*)

**kiesbestreut, (mit Kies bestreut)**

der **Kirschenflor,** cherry blossoming, bloom

**Kriegshinterbliebene** (*pl.*), (**Hinterbliebene** = survivors, relicts)

**künden,** to proclaim, preach

die **Lebensweise,** *see* **„Lebenshaltung“ 14**

der **Leidbezirk,** district of mourning, harm, sorrow

der **Morgentau,** morning dew

Engl. “d” = Germ. **„t“**

*d*esk — **T**isch

spa*d*e — **Spa*t*en**

*d*rum — **t**rommeln

*d*ear — **t**euer

die **Nadelmassen** (*pl.*) masses of pine-needles

die **Netzmasche,** net + mesh; (eyelet-hole, loop)

Engl. “t” = Germ. **„z,“ „tz,“** *or* **„ss“**

ne*t* — **Ne*tz***

*t*wo — **z**wei

*t*o — **z**u

*t*en — **z**ehn

wa*t*er — **Wa*ss*er**

das **Niedergekritzel,** scribbling, scrawling

**niederkartätschen** (**Kartätsche** = shrapnel-shell, case shot), to shoot down by grape-shots

**patiniert,** aeroginous

der **Quotenaustausch,** exchange, interchange of quotas

die **Redensart,** manner of speech, mode of expression

das **Reisig,** = **trockene Zweige**

Engl. " t " = Germ. „z"
*t*wig — **Z**weig
*t*ongue — **Z**unge
*t*ile — **Z**iegel

der **Rohrlauf,** gun-barrel

die **Ronde** (= **Streifwache**), patrol

die **Rundschau,** panorama, review, looking around, survey

**saftigderb,** **saftig** = juicy, luscious, succulent, **derb** = compact, firm, solid, powerful, hearty

die **Schallstärke,** power of sound (sound-volume)

der **Schlesier,** Silesian (Silesia — province in S. E. Germany, *see* map)

**schlitzartig,** slit, slashed (*see* **eigenartig 6**)

Engl. " t " = Germ. „tz"
ne*t* — Ne**tz**
wi*t* — Wi**tz**
ca*t* — Ka**tze**

der **Schnapphahn,** highwayman

**schuldhaft** (**schuldig**), guilty

das **Schulterröcklein,** scapulary

**schußbereit,** ready to shoot

die **Schutthalde,** dust heap, heap of rubbish (**Halde** = slope, hillside)

**seidig,** silky, soft

der **Spinnfaden,** thread of a spider's web

**staatsbürgerlich,** civic, of a citizen

**stammlich,** stem–

**steifgestärkt,** (**steif** = stiff; **stärken** = to starch)

Engl. " k " = Germ. „ch"
star*ch* — stär*k*en
ma*k*e — ma*ch*en
wa*k*e — wa*ch*en
boo*k* — Bu*ch*
reckon — re*ch*nen

das **Steingebauer,** (**Gebauer** = cage)

der **Streckenwärter,** signalman, section man

die **Streitmacht,** belligerent power

**sturmbereit,** ready to attack

die **Tändelzeit,** (**tändeln** to trifle, toy, dawdle; **Tändelei** = trifling, toying, *see* **17**; **tändelhaft** = trifling, toying, **tändelhaft** = **tändelig**, cf. **schuldhaft** = **schuldig**)

**überweltlich,** supramundane

**überwirklich,** supernatural, unreal

**umkrallen,** to clasp

die **Umlaufszeit,** period of rotation

der **Unegoismus,** unusual word for „Selbstlosigkeit"

**verbuchen,** to book, enter in books

**vierschrötig,** square (-built), strapping

der **Viertelerfolg,** (quarter + success) slight success

das **Volksbewußtsein,** national self-consciousness

die **Wärterbude,** (**Wärter,** *see* **Streckenwärter**; **Bude** = booth)

Engl. " th " = Germ. „d"
*th*ick — *d*ick
*th*orn — *D*orn
*th*ree — *d*rei
*th*is — *d*ies

**wechselreich,** polymorphous

die **Weltminute,** (a decisive min-

ute in world-history) *see* **„Jahrhundertaugenblick."**

der **Wertkern,** (*lit:* kernel of value) essential value

der **Wiederaufbau,** reconstruction

**winkelig,** angular, cornered (*our passage:* labyrinthian, humdrum absurdity, monotonous complication of life)

der **Wirtschaftspolitiker,** political economist

**wohlbegütert,** well-to-do

**Würgekrämpfe** (*pl.*), (**würgen** = to choke, gulp; **Krampf** = cramp, convulsion) choking convulsions

Engl. " p " = Germ. **„pf"**

cram*p* — Kram*pf*

*p*ound — *Pf*und

*p*laster — *Pf*laster

*p*lum — *Pf*laume

**zechmüde, müde vom Zechen**

**zeitigen,** to mature, ripen, bring to maturity

*Prefix* **„zer,"** usually denotes " to pieces," " away," " asunder," etc, *also* " to spoil by "

**zerhämmern,** "to spoil by hammering," hammer to pieces

**zermürbt,** broken down

**zerreißen,** to tear in pieces

**zerschießen,** to shoot to pieces

**zerschlagen,** to break, dash to pieces

**zertrommeln,** (unusual word: **trommeln** = to drum, **zertrommeln** = *lit:* to drum to pieces) to destroy by drumfire, crush, lay in ruins

Engl. " d " = Germ. **„t"**

*d*rum — *t*rommeln

*d*ew — *T*au

*d*eep — *t*ief

*d*ay — *T*ag

*d*rop — *T*ropfen

*d*rip — *t*riefen

**zopfig,** like a pigtail, wearing a pigtail, antiquated

**zumindest (zum mindesten),** at least

die **Zweckfrage,** a question of practical utility

**zwischenstaatlich,** (international)

PT 1141 .A2 K6
Koischwitz, Otto, 1902-
Deutsches geistesleben der gegenwart

PT 1141 .A2 K6
Koischwitz, Otto, 1902-
Deutsches geistesleben der gegenwart

| DATE DUE | BORROWER'S NAME |
| --- | --- |
| | |
| | |
| | |
| | |

SCHEELE MEMORIAL LIBRARY
3 6655 00021108 6
PT1141.A2 .K6
Koischwitz, Otto, 1/Deutsches

Concordia College Library
Bronxville, NY 10708